

# **Ferdinand Weiss**

**Erinnerungen**

# **Ferdinand Weiss**

**Erinnerungen**

**AUSZUG**



## Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	6
Vorfahren, Herkunft .....	7
Frühe Kindheit bis zum Schuleintritt.....	13
Schulzeit, Nazizeit, Krieg 1939 – 1945.....	19
Zwei chaotische Schuljahre .....	30
Nachkriegszeit bis zur Matura 1945 – 1951.....	41
Mittelschülerfahrt nach Rom.....	59
Holprige Wege und Umwege zur Musik .....	63
Zwei verlorene Jahre.....	69
Studienzeit 1953 – 1961.....	79
Hauptfach Theorie – Komposition (damals Satzlehre) 1953 – 1958.....	82
Hauptfach Flöte 1954 – 1961 .....	85
Pflichtfach Klavier .....	97
Collegium musicum .....	98
Hauptfach Dirigieren 1958 – 1960.....	100
Freiberufliche Tätigkeiten – Jobsuche 1961 – 1967 .....	107
Zarewitsch-Tournee .....	111
Romstipendium 1962/63 .....	115
Magere Jahre 1963 – 1967.....	122
Fixe – oft ungeliebte – Jobs 1967 ff.....	125
Musikschulen 1967 – 1975.....	125
Pädagogische Akademie in Baden 1970 – 1998.....	129
Je preiser gekrönt.....	139
Eine materielle Bilanz.....	149
Aus der Komponistenwerkstatt .....	157
Werktitel.....	164
Besetzungen .....	165
Liste der meiner Einschätzung nach besten Kompositionen .....	166
Meist aufgeführte und unaufgeführte Kompositionen .....	170

Außerhalb der Werkstatt .....	173
Arbeitsgemeinschaft NÖ Komponisten .....	176
Interessengemeinschaft NÖ Komponisten (INÖK) .....	185
Nebenschauplätze .....	187
Eisenbahngeschichten .....	187
Eine „Sportlerkarriere“ .....	202
Start auf dem Eis .....	202
Auf zwei Rädern .....	203
Tischtennis .....	214
Fußball .....	215
Ski .....	220
Basketball .....	228
Anhang .....	231
Die Chronik meines Hauses .....	231
Meine Kinder .....	235
Gesundheit .....	241
Politik .....	246
Medien .....	252
Zeitungen .....	252
Werbung .....	254
Radio – Fernsehen .....	255
Unterhaltung – Film .....	257
Stolz – Gier – Dummheit .....	260
Technik .....	263
Sprache .....	267
Musik .....	273
Nachwort .....	282
Fotoanhang .....	283



# Vorwort

Immer wieder, wenn ich gelegentlich Details vor allem über Erlebnisse aus den Kriegsjahren und den Jahren danach erzähle, meinen viele Leute, ich sollte solche Fakten doch aufschreiben. Es wäre schade, wenn diese Erinnerungen verloren gingen. Ich dachte mir dabei nur „Aha“ und sonst weiter nichts. Im Laufe der Zeit konnte ich diesem Gedanken doch etwas abgewinnen und begann während eines Kuraufenthaltes im Jahre 2004 vorerst einige Stichworte zu notieren, das war es aber auch schon.

Nach einem Radunfall musste ich 2007 einige Tage wegen einer Infusionskur im Krankenhaus verbringen und hatte wieder einmal Zeit zum Nachdenken. Diese benützte ich, um einige Seiten mit Erlebnissen aus der Schulzeit vollzuschreiben. Danach war wieder Funkstille.

Im Herbst 2011 begann ich im Hinblick auf den drohenden achtzigsten Geburtstag mich ernsthaft mit dem Sujet zu beschäftigen. Um mich langsam ans Schreiben zu gewöhnen, begann ich mit eher nebensächlichen Themen, wie z. B. mit teils heiteren, teils weniger lustigen Vorkommnissen bei Eisenbahnfahrten und Sport.

Eine grundsätzliche Entscheidung war, die Ich-Form zu wählen oder als Erzähler in der dritten Person aufzuscheinen. Nachdem mir Letzteres als gespreizt und etwas albern erscheint – ich kenne solche Fälle! – bleibe ich bei der Ich-Form, obwohl gerade dieses Wort, welches ich ganz unbewusst, aber häufig, z. B. in Briefen oder diversen Mitteilungen weglasse und dessen Fehlen erst beim Durchlesen bemerke, das meistgebrauchte sein wird.

Ich bemühe mich, die Fakten der Wahrheit entsprechend und ungeschönt darzustellen, aber meine persönlichen Ansichten, auch wenn sie oft das Gegenteil von opportun sind, ungeschminkt zu vertreten. Privates bleibt weitestgehend ausgeklammert, dafür könnte Einiges, besonders aus Kriegs- und Nachkriegszeit, von kulturhistorischem Interesse sein.

# Vorfahren, Herkunft

Jeder Staatsbürger musste im Dritten Reich nachweisen, dass seine Vorfahren bis zur Großelterngeneration rein arischen Blutes (wie das damals bezeichnet wurde) waren. Der Bruder meiner Mutter, der strenge Herr Onkel, hat diese Angelegenheit – als Hauptschullehrer für Geschichte war er dafür die geeignetste Person – für die ganze Familie in die Hand genommen, in den verschiedensten Pfarrämtern recherchiert und dabei Dokumente, die zum Teil bis ins 17. Jahrhundert reichen, gefunden. Wo sich diese jetzt befinden weiß ich nicht, aber ich habe sie vor Jahrzehnten alle abgeschrieben.

Das Studium dieser Dokumente ist eine spannende Angelegenheit, man will schließlich wissen, wo man herkommt. Geographisch ist die Lage ziemlich eindeutig, vor allem väterlicherseits: mit zwei Ausnahmen (Kronberg, Bockfließ). kommt nur Wolkersdorf als Ortsname vor. Bei dieser Linie stammt das älteste Dokument aus dem Jahre 1754.

Mütterlicherseits ist das Angebot schon etwas weiter gestreut, allerdings nicht bei der Fritsch-Linie, wo ebenfalls nur Wolkersdorf aufscheint, dafür aber bei der Michtner-Linie (meine Großmutter war eine geborene Michtner): von Maissau über Großmugl, Großweikersdorf, Baumgarten bis Jedlese, Aspern und Probstdorf, das waren die Orte, wo diese meine Vorfahren logierten, und das über Jahrhunderte. Bei dieser Linie stammt die älteste Quelle aus dem Jahre 1673.

Die Familiennamen waren bodenständig. Väterlicherseits: Weiss (zur Jugendzeit meines Vaters soll es allein in Wolkersdorf etwa 30 Familien dieses Namens gegeben haben, die mit uns verwandtschaftlich aber nicht verbunden waren), Aichberger, Greilinger, Neulinger, Wistermayer, Krexner, Lenotti (wie sich ein italienischer Name hierher verirrt, ist nicht eruierbar), Unterhalser, Pettinger, Helmer, Rathbauer, Preßlmayer, Schnalter usw.

Mütterlicherseits: Fritsch, Michtner, Oberleuthner, Willrader, Gilly, Reiter, Reinbacher, Schneider, Röhrer, Lux, Schatzer, Leitner, Lackner (wurde auch Lagkner oder Lackhner geschrieben), Jenner, Puttner, Sayler usw.

Die häufigsten Vornamen waren väterlicherseits: Matthias (9 Mal), Leopold (3 Mal), Blasius (1 Mal), Elisabeth (4 Mal), Margareta (4 Mal), Magdalena (2 Mal), Juliana (2 Mal).

Mütterlicherseits: Josef (6 Mal), Elisabeth (4 Mal), Magdalena (3 Mal), Anna Maria (4 Mal), Maria Anna (3 Mal).



Geheiratet wurde nahezu ausnahmslos in den Monaten Jänner und Februar, also im Fasching. Das dürfte damals bei den Bauern Usus gewesen sein. Daher gibt es unter den Erstgeborenen viele Novemberkinder.

Berufe sind nur lückenhaft überliefert, außerdem beziehen sich die Angaben weniger auf den eigentlichen Beruf als auf den jeweiligen Status. Väterlicherseits gab es Hausbesitzer, Kleinhäusler, Hauer und einen Schafmeister (Viehhirt). Alle kamen aus dem Bauernstand.

Ähnlich sah es auch mütterlicherseits aus: Hauer, Häusler, Kleinhäusler, Ausnehmer, zwei Wagnermeister, ein Klosterneuburger Ratsbürger und ein Ganzlehner waren darunter. „Ganzlehner“ wurden reiche Großbauern genannt, die ein „ganzes Lehen“ besaßen. Ein solcher war mein Urgroßvater Michtner, wahrscheinlich der einzige reiche Mensch in der ganzen Ahnenreihe, der übrigens ein sehr sozial und fortschrittlich denkender Mann gewesen sein soll. Von seinem Erbe hat sogar noch meine Generation profitiert. Sein Onkel war eine wichtige und wohlthätige Persönlichkeit in Jedlese, davon zeugt eine Michtnergasse und das von ihm gestiftete Michtnerkreuz.

Von den Großeltern väterlicherseits weiß ich faktisch nichts, außer dass sie arm waren, sechs Kinder hatten und irgendwann in den Zwanzigerjahren gestorben sind. Weder weiß ich wie sie ausgesehen haben – sich fotografieren zu lassen, haben sie sich anscheinend nicht leisten können – noch sonst irgendein Detail. Vielleicht waren sie sehr kaisertreu, alle ihre Kinder trugen Namen von Habsburger Kaisern und Kaiserinnen: Leopold, Franz, Matthias, Marie, Ferdinand, Karl.

Meinen Großvater mütterlicherseits habe ich ebenfalls nicht gekannt, er starb 1907 im Alter von 38 Jahren, aber von ihm gibt es wenigstens ein Bild und viele Legenden, er soll nämlich im Nebenberuf ein begnadeter Musiker gewesen sein. Eine dieser Legenden besagt, dass er als Halbwüchsiger, als Ältester der Kinderschar, seine jüngeren Geschwister zu hüten hatte. Und das soll so abgelaufen sein: Die Kleinkinder hatten damals lange Kittel an und mein Großvater hat diese Hemdchen an feste Bretter genagelt, sodass sich die Kleinen zwar innerhalb ihrer Kleidung bewegen, aber nicht davonlaufen konnten. Er selber setzte sich aufs Dach der elterlichen Hütte, die wahrscheinlich sehr niedrig war, und versuchte, die ihm anvertrauten Geschwister durch sein Geigenspiel ruhig zu stellen. Oft kamen andere Kinder vorbei und sekkierten ihn, indem sie ihm „Fritsch-Knobern, kumm oba“ zuriefen, worauf er mit Geigenbegleitung das Götzzitat intonierte. Also ein „Fiddler On The Roof“ aus der Zeit um 1880. Ma se non è vero è ben trovato.

## Frühe Kindheit bis zum Schuleintritt

Über diesen Lebensabschnitt kann ich selbstredend kaum aus eigener Erfahrung Wesentliches berichten und stütze mich daher hauptsächlich auf Erzählungen und schriftliche Aufzeichnungen meiner Mutter. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört meine damalige Vorliebe, den Damen ins Dekolleté zu greifen, wobei diese und anwesende Personen zu kichern begannen – warum, war mir schleierhaft. Aber es war dort so schön warm und weich. Ein weiterer Eindruck ist haften geblieben, nämlich eine Fahrt über die alte Reichsbrücke, welche mir damals sehr bedrohlich vorgekommen ist; daneben wurde schon an der neuen, die dann 1976 eingestürzt ist, gebaut.

Geboren wurde ich am 6. Juni 1933 um 4:15 Uhr im „Goldenen Kreuz“. Es war ein Dienstag nach Pfingsten. Astrologisch gesehen habe ich sowohl die Sonne als auch den Aszendenten sowie die Planeten Merkur und Venus im Zeichen der Zwillinge. Der Geburtsstunde nach zu schließen, müsste ich ein Frühaufsteher sein, das pure Gegenteil dessen bin ich dann geworden.

Weil es so üblich ist, wurde mir anlässlich der Taufe auch ein Name verpasst, mit dem ich allerdings sehr unglücklich war und den ich erst sehr spät akzeptiert habe. Vor allem die Abkürzungen wie Ferdl oder Ferdi fand und finde ich noch immer grauenhaft. Ich wurde mit dem Münchner Komiker Weiß Ferdl, mit dem G'schupften Ferdl und anderen Witzfiguren dieses Namens verglichen... Meine Mutter dachte an Namen wie Gerhard oder Herbert, aber die Großmutter sprach ein Machtwort: Ferdinand ist ein Habsburger-Name und damit basta, außerdem heißt der Vater auch so. Was in meinen Augen ein Blödsinn ist, besonders wenn der Junior das Erwachsenenalter erreicht hat. Wer von den Beiden soll dann gemeint sein, z. B. beim Posteingang und dgl. Meine weiteren Namen lauten übrigens Josef und Anton.

Mein formeller Eintritt in die menschliche Gesellschaft war allerdings 33 Jahre lang nicht gesetzeskonform, und das kam so: In der Ausschreibung eines Wettbewerbes, an dem ich teilnehmen wollte, wurde die Vorlage einer Geburtsurkunde verlangt. Ich besaß nur ein einziges, schon ziemlich zerfleddertes Exemplar eines Geburts- und Taufscheines, ausgestellt vom Pfarramt Aspern. Also ging ich dorthin, um mir ein Duplikat zu besorgen. Der Pfarrer blätterte im Register, dann sagte er, er dürfe von dem vorliegenden Dokument keine Abschrift ausstellen, weil keine Zahl darauf aufscheint. Also bin ich praktisch als U-Boot durch die ganze Schul- und Studienzzeit geschwommen und würde das vielleicht heute noch tun, wenn damals der Fehler nicht entdeckt worden wäre. Es gab auch bei der Ausstellung des Reisepasses keinerlei Schwierigkeiten.

Schließlich bekam ich vom für meine Geburtsklinik zuständigen Pfarramt im 9. Wiener Gemeindebezirk ein entsprechendes Dokument ausgestellt. Somit bin ich seit dem Jahre 1966 stolzer Besitzer einer gültigen Geburtsurkunde.

Schon in meinen ersten Lebenstagen regte sich der Widerständler in mir, indem ich die Nahrungsaufnahme verweigerte und nach sechs Wochen um etliches leichter war. Deswegen musste auf künstliche Ernährung umgestellt werden. Noch als Säugling band mir meine damals vierjährige Schwester Gusti einen Schal um den Hals und zog ganz liebevoll zu. Im letzten Augenblick hat das jemand bemerkt – ich war schon blau angelaufen. Drei Monate später die nächste prekäre Situation: Ich verschluckte mich und wäre fast erstickt. Zwei Jahre später erwischte es mich beim Sandspielen. Meine temperamentvolle Schwester warf mit den Sandwerkzeugen um sich und traf mich damit am linken Auge. Alles war voll Sand und Blut, man fürchtete schon, dass ich den Rest meines Lebens als Einäugiger zubringen müsse.

So schlimm war es dann nicht, die Narbe auf der linken Augenbraue habe ich aber bis heute. Nach weiteren zwei Jahren wurde es wieder knapp, als meine Schwester und ich beinahe einer Rauchgasvergiftung zum Opfer gefallen wären. Wir schliefen schon, als durch Zufall entdeckt wurde (alle waren im Geschäft tätig, für uns hatte niemand Zeit!), dass aus dem Kinderzimmer dichter Rauch drang – ein schadhafter Abzug war daran schuld. Lange hätten wir es nicht mehr geschafft.

Meine ersten zwei Lebensjahre habe ich in einer feuchten, rauchigen Bude zubringen müssen. Mein Vater hatte sich selbstständig gemacht und ein nicht sehr attraktives Vorstadtbeisl gepachtet. Mein Kinderwagen mit mir als Besatzung stand dem Vernehmen nach auf einem zugigen Gang, den die Besoffenen benützten, um zum Klo zu gelangen.

In den Aufzeichnungen meiner Mutter fand ich auch Beschreibungen meiner Wesensart als Kleinkind: Er hat wenig gesprochen, war am liebsten mit sich allein beschäftigt und glücklich dabei. Die Grundzüge seines Charakters waren Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Schüchternheit – soweit die Einschätzung meiner Mutter. Auswendiglernen soll mir sehr leicht gefallen sein. Mit zweieinhalb Jahren merkte ich mir in kürzester Zeit ein Gedicht, das ich dann am Weihnachtsabend aufsagen musste, obwohl ich sprachlich noch gar nicht so weit war. Auch später habe ich sehr gerne Gedichte und vor allem Balladen (Schiller!) auswendig gelernt. Sie vorzutragen lag mir weniger, und wenn ich gedrängt wurde, das trotzdem zu tun, dann leierte ich absichtlich den Text herunter, um ja keine Emotionen zu zeigen.

Der aber das geschriebe hat,  
der war bestimmt ein Bayer,  
wer'n ganze Tag bloß fresse tut,  
kann scheissen wie ein Geier.

Seht's hier die deutsche Einigkeit,  
hier tut sie sich beweisen:  
Dem einen gönnt's das Fressen nicht,  
dem anderen nicht das Scheissen.

Willst deutsche Einigkeit du sehn,  
du brauchst nicht weit zu wandern.  
Bei uns im lieben Österreich  
schießt einer auf den anderen.

Zur Ergänzung noch ein Klosprücherl:

Wisch dir den Arsch aus mit der Hand,  
du sparst Papier fürs Vaterland.

## ***Zwei chaotische Schuljahre***

Der Albtraum NAPOLA hat mich also nicht eingeholt und ich kam nach absolvierter Volksschule ins RG 21, damals Oberschule genannt. Zuerst musste eine Aufnahmeprüfung bestanden werden, ich kann mich nur an eine mathematische Aufgabe erinnern, die ich meiner Erinnerung nach nicht verstanden habe. Trotzdem haben sie mich genommen.

Unser Klassenvorstand hieß Rentmeister und muss ein Mords-Nazi gewesen sein. Als Klassensprecher durfte nur einer fungieren, der bei der HJ schon einen gewissen Rang erreicht hatte. Aus meiner ehemaligen Volksschulklasse waren wir nur zu zweit hierher verschlagen worden. Sehr lange hat das Vergnügen nicht gedauert, denn schon nach den ersten Weihnachtsferien wurde mit Jänner 1944 die Schule geschlossen, und zwar wegen der immer häufiger werdenden Luftangriffe. Als Schüler, der auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen war – der Schulweg dauerte per Straßenbahn eine Dreiviertelstunde – ist es mir einige Male passiert, dass es Fliegeralarm gegeben hat, die Tramway stehen geblieben ist und sich alle dem nächstliegenden Luftschutzraum anvertrauten. Ich konnte nie wissen, ob, wenn ich wieder daheim eintreffen würde, unser Haus noch steht und die Familie noch lebt. Und

## Nachkriegszeit bis zur Matura 1945 – 1951

Eines war jetzt einmal evident: Der Krieg war für uns zu Ende, denn jedem war klar, dass die Nazis nicht mehr zurückkehren konnten. Für mich war es wirklich eine Befreiung.

Dieser erste Tag begann relativ ruhig. Natürlich war unser großes Haus – ich möchte nochmals darauf hinweisen, dass es nicht uns, sondern der Gemeinde Wien gehörte – ein Anziehungspunkt für alle einmarschierenden Russen. Der erste, der sich bei uns zeigte, sah kurioserweise meinem Großvater, der schon seit über 40 Jahren tot war, zum Verwechseln ähnlich und wurde von meiner Mutter freundlich begrüßt. Es begann also eher harmlos, jedoch eskalierte die Situation und endete in einem Inferno. Immer mehr Russen kamen von allen Seiten, alle gingen zuerst in den Keller und hofften, dort Trinkbares zu finden.

Das Gittertor zwischen dem Feuerwehrhof und unserem Garten hatte im Laufe der Kampfhandlungen einen Artillerietreffer abbekommen, und zwar genau dort, wo die beiden Torflügel zusammen stießen. Die Drähte waren in alle Richtungen verbogen und das Tor war nicht zu öffnen, was einen Panzer nicht hinderte, ganz einfach drüber zu fahren und in unserem Hof zu parken. Der Panzerchauffeur stieg aus, ging klarerweise zuerst in den Keller, fand dort augenscheinlich nichts, was ihm konvenierte, schnappte sich dann unsere Schreibmaschine (vielleicht war er sehr literaturbeflissen) und bestieg wieder sein Gefährt. Meine Eltern wollten die Maschine wieder zurückhaben, es entwickelte sich ein Disput, wobei der Krieger hoch oben auf seinem Panzer stand und mit erhobenem Zeigefinger immer wieder sagte: „Ain Moment! Du vastehn? Ain Moment!“ Dann wurde es ihm zu blöd, er schleuderte die Maschine herunter – die war natürlich nicht mehr zu gebrauchen – und rauschte mit seinem Vehikel davon.

Die Lage spitzte sich immer mehr zu, sodass meine Mutter den rekonvaleszenten Vater ins Nachbarhaus schickte, weil sie ihn innerhalb einer Gruppe von mehreren Menschen für geschützter erachtete. Es dauerte nicht lange, dann kam aus eben diesem Haus eine Frau ganz aufgeregt herüber und sagte zu meiner Mutter: „Um Himmels Willen, Ihnan Mann hams die Uan (gilt im Dialekt gleicherweise für ‚Uhren‘ oder ‚Ohren‘) weg gnumma, olle zwä!“ Nach der verbreiteten Nazipropaganda, dass die Russen den Leuten Zunge, Nase und Ohren abschnitten, stellte sich meine Mutter ihren Mann mit klaffenden Wunden an Stelle der Ohren vor. „Ja“, sagte die Nachbarin, „die Oambaundua und de Toschnua!“ Meine Mutter sagte dazu nur: „Gott sei Dank!“

Man gewöhnte sich sehr bald daran, dass Eigentum de facto abgeschafft und total ungeschützt war. Das hatte man ganz einfach zur Kenntnis zu nehmen, es gab Schlimmeres. Auch die Vorliebe der russischen Soldaten für Uhren war sehr bald erkennbar. Einmal begegnete ich auf der Straße einem, der trug an seinem Arm aufgereiht so an die zehn Uhren an sich herum. Dazu muss auch angemerkt werden, dass viele dieser Soldaten aus dem tiefsten Sibirien stammten und mit der Zivilisation noch nicht ausreichend in Berührung gekommen waren. Manche benützten die Klobrille nicht, um sich daraufzusetzen, sondern sich mit den Stiefeln darauf zu stellen. Einmal (das ist jetzt ein Witz) kam ein Soldat mit einer stehengebliebenen Uhr zum Uhrmacher, um sie reparieren zu lassen. Der Meister öffnete den Deckel und fand im Uhrwerk eine tote Wanze, worauf der Russe bemerkte: „Ponemaiu (= ich verstehe), Uhra kaputt, Maschinist tot.“

Wie gesagt, eskalierte die Situation zusehends, die Russen vermehrten sich anscheinend durch Zellteilung, ich hatte den Eindruck, die halbe Rote Armee versammelte sich bei uns in Haus und Hof. Die Stimmung wurde immer bedrohlicher, die Mutter schickte meine Schwester Gusti und mich ins Nachbarhaus und behauptete die Stellung, „beschützt“ von meiner damals noch nicht fünfjährigen Schwester Brigitte. Man war nämlich der Meinung, dass die Russen den kleinen Kindern nichts zuleide täten und sehr lieb zu ihnen wären, was sich auch als richtig erweisen sollte. Wie sich allerdings die dramatischen Ereignisse dieser Tage auf das Unbewusste und die Psyche meiner Schwester ausgewirkt haben mögen, das kann man nur vermuten.

Nach Einbruch der Dunkelheit trauten wir drei – Papa, Gusti und ich – uns nicht mehr ins Freie und blieben im Nachbarhaus, einem zweistöckigen Gebäude mit circa 15 Wohnparteien. Alle kauerten sich in einem abgelegenen Kellerabteil in eine Ecke und mussten mithören, wie aus der Richtung unseres Hauses daneben der Krawall immer bedrohlicher wurde und bald eine wilde Schießerei begann. Was mit Mama und Gitti geschah – keine Ahnung! Mitten in der Nacht hörten wir Stimmen in der Nähe unseres Kellers, die riefen: „Wo Frau, wo Frau...?“ Entdeckt haben sie uns nicht, ein Gefühl des Ausgeliefertseins blieb.

Am nächsten Morgen wagten wir wieder, von außen einen Blick auf unser Zuhause zu werfen und bemerkten dabei, dass es inzwischen zu einem russischen Heerlager mutiert war. Wir scheuten uns davor, es zu betreten, und dieser Zustand hielt die nächsten zwei Wochen an. Zunächst machten sich Gusti und ich jedoch auf die Suche nach den beiden verschollenen Familienmitgliedern und wurden im Hause eines Cousins meiner Großmutter, unseres Oberleuthner-Onkels, fündig. Wie wir später erfuhren, nahm die Mutter, als die



## Holprige Wege und Umwege zur Musik

Was Herkunft und Umfeld betrifft, so hatte ich die allerbesten Voraussetzungen, alles Mögliche, aber nur kein Musiker zu werden. Wenn man sich die landläufigen Musikerinterviews zu Gemüte führt, hört man nahezu immer das Gleiche: Musikalisches Elternhaus, womöglich beide Musiker, Begabung früh erkannt, erster Instrumentalunterricht mit zwei bis drei Jahren, erstes Konzert mit sechs Jahren, internationale Studien usw.

Dazu stellt meine „Laufbahn“ das perfekte Gegenmodell dar. Natürlich hat es im Geschäftslokal immer eine akustische Berieselung gegeben, aber das lässt sich kaum in die Kategorie „Musikalische Früherziehung“ einordnen.

Eine Begebenheit aus meiner frühen Kindheit soll folgendermaßen abgelaufen sein: Ich war vier oder fünf Jahre alt und es wurde Kirtag oder etwas dergleichen gefeiert, das Lokal und vor allem der Gastgarten waren gesteckt voll, die „Blasmusi“ spielte, überall Jubel, Trubel, Heiterkeit, und ich war verschwunden. Es dauerte sehr lange bis jemand zufällig meine Abwesenheit registrierte, eine hektische Suche begann, ohne Erfolg. Irgendwann, sehr spät, tauchte ich auf. Auf die Frage, wo ich denn die ganze Zeit gewesen wäre, antwortete ich: „Hinter der großen Trommel“. Ob mich die Musik so fasziniert hatte, oder ob ich nur dem Wirbel, den ich immer hasste, entgehen wollte, bleibe dahingestellt.

Weil es in der Familie so Usus war, genossen, wohl zu Ehren des legendären Großvaters, ohne merkbaren Erfolg sowohl meine Mutter als auch Schwester Gusti Klavierunterricht. Im Alter von sieben Jahren war ich an der Reihe, ebenfalls ohne merkbaren Erfolg. Der Lehrer war ein Heurigenmusiker und kam mir sehr bald abhanden, da er einrücken musste; schließlich war Krieg. Und damit war die erste Phase meiner Musikerkarriere schon wieder zu Ende. Verstanden habe ich nicht viel, kein Mensch hat mir erklärt wie man übt – das habe ich erst im Alter von 20 Jahren erfahren. In meiner Wolkersdorfer Zeit konsumierte ich noch einige wenige Stunden bei der alten Klavierlehrerin meiner Mutter. Das war die, die auf die Schweizer Salonstücke spezialisiert war. Wenigstens die Notenschrift habe ich erlernt und das hat mich so fasziniert, dass es mit acht Jahren eine Freizeitbeschäftigung für mich wurde, gängige Schlager oder Operettenmelodien (etwas anderes habe ich nicht gekannt) nach Gehör aufzuschreiben. Die positive Beziehung zur Notenschrift ist mir geblieben, ich bin auch ein ganz brauchbarer Blattspieler geworden. Mit einem richtigen Instrumentalunterricht war vorerst einmal Pause bis zum 13. oder 14. Lebensjahr. So etwas wie eine Gehörbildung habe ich überhaupt nie genossen.



Ich war, glaube ich, neun Jahre alt, als ich eine Geige, besser gesagt die Ruine einer solchen, zufällig in die Hände bekam. Die war mit einer einzigen Saite bestückt und der Bogen hatte noch vier bis fünf Haare an der Stange. Wie man so ein Gerät in die Hand nimmt, habe ich mir abgeschaut, und damit stand meiner Karriere als Geiger nichts mehr im Wege. Zuerst suchte ich mir auf meinem „Monochord“ die gängigen Melodien zusammen, und das stundenlang. Später gesellten sich noch drei Saiten dazu, damit sich die bereits vorhandene nicht so einsam fühlte. Einen intakten Bogen habe ich auch gefunden, wenn auch, wie ich später aufmerksam gemacht wurde, nur einen Cellobogen. Von einem gezielten Unterricht war natürlich nie die Rede. Ich hatte z. B. keine Ahnung, was man unter Lage versteht. Musikschulen gab es nicht bzw. waren in meinem Umfeld unbekannt. Trotzdem besorgte ich mir Jahre später die Noten unter anderem zum Mendelssohn-Konzert oder zur F-Dur Romanze von Beethoven und kratzte die leichteren Stellen daraus herunter. Es muss schauderhaft geklungen haben, aber mir hat es Freude bereitet.

Ein weiteres Musikinstrument kreuzte in den letzten Kriegsjahren meinen musikalischen Weg: Ein Akkordeon. Dieser Apparat war ein Weihnachtsgeschenk für meine Schwester, das sie aber sehr selten benützte. Also übernahm ich diese Aufgabe und suchte mir wieder einmal, gestützt auf einige wenige diesbezügliche Tipps, alles Nötige zusammen. Die Endlösung der ganzen Akkordeonfrage sah nach Kriegsende so aus, dass mein russischer Freund Schura diesen Apparat als Souvenir mitnahm, was mich damals sehr erbost hat. Nachträglich wünsche ich ihm, dass er seine Heimat glücklich erreicht hat und dass er sich dieses Instrumentes noch lange erfreuen konnte.

1946/47 erhielt ich endlich kontinuierlichen Klavierunterricht. Mein Lehrer, der schon die Gusti nicht sehr erfolgreich unterrichtet hat, die sein Kommen durch das Fenster beobachtete und daraufhin des Öfteren durch die Hintertüre verschwand, war ein hochgebildeter Mensch und ein Idealist, dem ich auf meinem Weg in musikalische Gefilde sehr viel verdanke. Es muss für ihn frustrierend gewesen sein, ein Leben lang mit der Tramway durch den 22. Bezirk zu gondeln, um unwilligen und uninteressierten Schülern das Klavierspielen beizubringen oder es zumindest zu versuchen. Dabei konnte man von ihm sehr profitieren, wenn man wollte. Er hat mir die wesentliche Literatur nahegebracht, wir haben 4-händig Orchesterwerke gespielt, manchmal brachte er eine Blöckflöte, ein andermal eine Geige mit, um mich als Begleiter einsetzen zu können; sogar mit der Liedliteratur haben wir uns beschäftigt, sein Gesang war allerdings einigermaßen gewöhnungsbedürftig. Was er mir jedoch nicht beibrachte, war ein technisch einwandfreies Klavierspiel. In dieser Beziehung war er sehr – um nicht zu sagen zu – großzügig.

## Zwei verlorene Jahre

Den Zeitraum zwischen Sommer 1951 und Herbst 1953 würde ich am liebsten aus meiner Erinnerung streichen. Ein Lebensabschnitt, der eigentlich zu den schönsten eines Menschenlebens zählen sollte, entwickelte sich bei mir zu einem absoluten Tiefpunkt. Das lag unter anderem am väterlichen Beruf; in meinen Augen einer der schrecklichsten Berufe, die es gibt, vor allem wenn es sich um einen reinen Familienbetrieb handelt. Und das war nach der Delogierung der Fall. Nachdem der Laden von 9 bis 24 Uhr und fallweise bis 2 Uhr nachts geöffnet war und immer mindestens ein Familienmitglied anwesend sein musste, kann man sich leicht ausrechnen, wie das Privatleben aussah, beschränkt auf zwei Untermietzimmer und das Geschäftslokal mit einem winzigen Hinterzimmer. In dieser Zeit wurde intensiv um 8-Studentag und 40-Stundenwoche debattiert. Meine Mutter sagte dazu nur: „Bei uns fängt der 8-Studentag um 6 Uhr abends erst an.“

Ich hätte mir sehnlichst gewünscht, dass mein Vater einem normalen Beruf nachgegangen wäre, bei dem nicht die ganze Familie, vor allem die Kinder, in Mitleidenschaft gezogen worden wären. Meinetwegen hätte er Beamter oder dergleichen sein können, was vielleicht ihn selber auch mehr gefreut hätte. Was mich als Kind auch sehr irritiert hat: Egal ob im Märchen oder in der Literatur, die Wirte haben immer ein negatives Image, sie sind reich, habgierig, betrügerisch, fett, mit einem Wort, miese Charaktere. Und meist wurde ich als der reiche Wirtssohn definiert. Aber während wir vor dem Krieg zwar nicht reich, aber doch gut situiert waren, hat sich jetzt die ganze Situation ins pure Gegenteil verkehrt; trotzdem waren wir von allen Seiten als reich verschrien, obwohl meine Eltern bis zu ihrem Lebensende in Schulden erstickten und nach Übergabe des Geschäftes von einer Mindestrente existieren mussten. Um finanzielle Löcher zu stopfen, wurden immer wieder neue Kredite aufgenommen, meist zu einem hohen Zinssatz. Es war eine ausweglose und bedrückende Situation. Außerdem war mein Vater nicht gerade das, was man einen cleveren Geschäftsmann nennen würde. In seiner Art wäre er, wie schon angesprochen, bestimmt ein sehr verlässlicher, gewissenhafter Beamter gewesen, und wegen seiner lebenslangen Venen- und Herzleiden war er auch rein körperlich für seinen Beruf eher minder geeignet.

Noch viel mehr als die wirtschaftliche Misere hat mir der Umstand zugesetzt, Tätigkeiten ausüben zu müssen, die so ein blödes Gewerbe zu bieten hat. Bier einschenken habe ich als nicht allzu kreative Handlung empfunden, sondern eher als verlorene Lebenszeit. Später wird mich kein Mensch danach fragen, wieviel Bier ich jemals eingeschenkt habe. Außerdem hat mir vor diesem

Getränk geграust. Die Klientel eines Vorstadtbeisls war als nicht gerade sehr intellektuell einzustufen, sondern als eher primitiv. Jeder Vollidiot glaubt, wenn er dir irgendwas um einige Groschen abkauft, dich wie einen Lakaien behandeln zu können. Am liebsten hätte ich solchen Typen ihr Geld ins Gesicht geschmissen.

Ausnahmsweise gab es auch ganz nette Leute. Einer hat sich, als er mitbekam, dass ich irgendetwas mit Musik zu tun habe, als Opernkenner deklariert. Ich habe mir seine Aussagen gut gemerkt und zitiere wörtlich: „Kennans den Bobier von der Seevilla? Na, des is klass! Oba kennans a de Italienerin in Algier? (betont und gesprochen wie *Gier*) Na, wann’s di kennan, dann scheissn’s aufn ganzn Bobier von der Seevilla!“ Solche Äußerungen gehörten in diesem Umfeld jedenfalls zu den kulturell höher stehenden.

Das war in der Zeit, als in jedem Gastlokal eine Jukebox zu stehen hatte, und jeder konnte sich per Münzeinwurf eine bestimmte Platte seiner Wahl vorspielen lassen. Damit kam ich in den zweifelhaften Genuss, mir die dümmsten und miesesten Schlager x-mal anhören zu dürfen, was meine Zuneigung zu dieser Art von „Misuk“ nicht sehr gefördert hat. Um es ernster auszudrücken: Ich habe darunter sehr gelitten, und das tue ich heute noch, wenn ich unfreiwillig eine Dosis Ö3 abbekomme.

Da meine Mutter kulturbeflissen war, verlangte sie von der Verleihfirma der Jukebox auch einige qualitätsvollere Titel im Repertoire, so irgendetwas Opernähnliches. Die Auswahl bei diesem Genre war sehr gering und bestand lediglich aus zwei Nummern, aus der Blumenarie des Don José aus Carmen und der „Ruslan und Ludmilla“ – Ouverture von Michael Glinka. Da die Burschen, welche dieses Martergerät hauptsächlich bedienten, das Wort Arie noch nie im Leben gehört hatten, konnten sie es auch nicht deuten und sagten „Blumenmarie“ dazu. Trotzdem waren sie neugierig und warfen zwecks Anhörung einen Schilling in den Kasten. Ihr Kommentar war: „De Blumenmarie haaßt nix.“ Die Nummer wurde kein Hit und von der Verleihfirma und mangels eines anständigen Einspielergebnisses bald aus dem Verkehr gezogen.

Auch der oben zitierte Opernkenner benützte die Box. Er war nämlich einmal Mitglied der französischen Fremdenlegion und in einem sogenannten Hit der damaligen Zeit besang ein Herr Freddy die Heimwehgefühle eines Legionärs. Jahre später spielte man in Bezug darauf im Theater an der Wien mit eben diesem Herrn als Protagonisten ein Musical unter der Bezeichnung „Heimweh nach St. Pauli“. Zur selben Zeit war ich in eben diesem Haus tätig – Gott sei Dank nicht beim Musical – und hörte wie man im ganzen Haus manchmal sagte: „Heute Abend spielen wir wieder ‚Bauchweh nach St. Freddy‘.“

## Studienzeit 1953 – 1961

So ein befreiendes Gefühl wie an diesem 22. September 1953 habe ich selten erlebt. Am Abend feierte ich auf meine Art, ich ging nämlich in ein Konzert, um mir Bartóks „Concerto für Orchester“ anzuhören. Am nächsten Tag inskribierte ich, am 5. Oktober fing sozusagen mein Leben an. Das Unistudium gab ich sofort auf.

Was in den nächsten Jahren folgte, empfand ich als reinstes Vergnügen. Irgendwelche Schwierigkeiten gab es nie, im Gegenteil, ich avancierte in kurzer Zeit zum Lieblingsschüler meines Hauptfachlehrers und war, nach seiner wörtlichen Aussage, sein „bestes Pferd im Stall“. Schon im zweiten Semester ersuchte er mich, manchen Kollegen, die das Metier nicht ganz so begriffen, ein bisschen auf die Beine zu helfen, u. a auch solchen, die schon vor mir begonnen hatten. Was mich von Anfang an sehr wunderte war, dass sich in diesem erlauchten Haus Erscheinungen herumtrieben, die meiner Einschätzung nach an dieser Anstalt nichts verloren hatten.

Die Harmonielehre absolvierte ich in einem Semester. Das Kontrapunktstudium hatte für mich einen viel höheren Stellenwert. Von den Pflichtfächern war mir das Klavier das wichtigste. Der Lehrer hieß Mihatsch, eigentlich Organist, er konnte aber aus gesundheitlichen Gründen die Orgel nicht mehr betätigen. Komponiert hat er auch. Meine verfloßene Lehrerin hat mir – da war sie sehr rigoros! – eine bestimmte Bewegung des Handgelenks eingebläut, die ich mir in der Annahme, das sei richtig so, notgedrungen angewöhnt habe. Sie nannte es „das weiche Gelenk“. Die erste Reaktion des neuen Lehrers war: „Was machen Sie denn da? Das sieht nach nervösen Zuckungen aus, gewöhnen Sie sich das baldigst ab!“

Ansonsten führte er einen lockeren Betrieb, für die Obrigkeit anscheinend etwas zu locker, denn seine Schüler mussten alle am Semesterende zu einer Kontrollprüfung antreten. Wenn jemand den Anforderungen nicht entsprach, wurde er zu einer derartigen Prüfung verdonnert und anschließend meistens hinaus geschmissen. Genau zu dem Termin dieser Prüfung war ich einige Tage Ski fahren, wusste nichts von der Vorladung und ging daher auch nicht hin. Als ich nachträglich davon erfuhr, bekam ich einen ordentlichen Schreck und fürchtete, nach so vielen Schwierigkeiten vor der Aufnahme in diese Institution gleich wieder hinaus zu fliegen. Mit flauem Gefühl ging ich zur Inskription für das zweite Semester und dort wurde mir bedeutet, dass das keine Rolle spiele und ich ruhig inskribieren sollte und dass Mihatsch außerdem tot sei. Kollegen erzählten mir später, dass die Überprüfung nicht den Schülern, sondern dem

Lehrer gegolten hätte, der zitternd hinter seinen Schülern stand und von Präsident Sittner zur Schnecke gemacht wurde. Ich habe es sehr bedauert, nicht anwesend gewesen zu sein, vielleicht hätte ich ihm, da ich zu seinen besseren Schülern gehörte, ein wenig in seiner prekären Lage helfen können. Er war ein sehr netter Mensch. Über seinen plötzlichen Tod wurde gemunkelt, es sei Selbstmord gewesen.

Jetzt musste ich mich daher schon wieder an einen neuen Klavierlehrer gewöhnen. Wenn ich alle, die im Lauf der Jahre versuchten, mir die wahre Art das Klavier zu spielen beizubringen, Revue passieren lasse, kommt eine stattliche Liste zustande: Simmig, Anna Schreiber, Norbert Meier, Hermine Bily, Mihatsch, Franz Eibner, Maria Hinterleitner, Alfred Spannagel (Korrepetition), Thomas Christian David (Partiturspiel). Wollte man boshaft sein, könnte man sagen: „Viele Köche verderben den Brei...“

Prof. Eibner war wie mein vorheriger Lehrer eigentlich Organist und versuchte, mir – zum wievielten Male? – eine andere Technik beizubringen. Die Kenntnis einiger interpretatorischer Details, von denen ich vorher nichts wusste, verdanke ich ihm. Sein Hauptinteresse galt aber weniger dem Klavier als der Lehre Heinrich Schenkers, als deren erster Apostel er sich gerierte. Daher war es mehr oder weniger meine Pflicht, seine entsprechenden Kurse zu besuchen. Jahre später gab es in dieser Causa ein Wiedersehen. Im Zuge der Dirigenten-ausbildung wurde das sogenannte Schenkerseminar zum Pflichtfach erhoben und obwohl ich diese Materie schon gründlich durchgekaut hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als alles von vorne nochmals über mich ergehen zu lassen. Da gab's kein Pardon, da war er beinhart, fast wie ein religiöser Eiferer.

Bei einer Semesterschlussprüfung hat er mich gepeinigt bis zum Geht-nicht-mehr. Es ging um die Ouvertüre einer frühen Mozart-Oper, wo er von mir wissen wollte, wie man diese Stelle verstehen könne und was das Wesentliche daran sei. Ich antwortete: „Ein Stimmentausch.“ Er dürfte aber nicht genau zugehört oder an Anderes gedacht haben, jedenfalls fragte er weiter und bohrte und bohrte eine gefühlte halbe Stunde lang, bis ich überhaupt nicht mehr wusste, was darüber noch zu sagen wäre. Außerdem war ich von der Richtigkeit meiner ersten Antwort überzeugt. Es kommt mir normalerweise sinnlos und albern vor, etwas bereits Gesagtes noch einmal von mir zu geben. Gegen meine Überzeugung wiederholte ich halt: „Der Stimmentausch“ – und jetzt war es auf einmal in Ordnung. Wahrscheinlich hielt er mich für etwas beschränkt. Wenn dem wirklich so war, so beruhte das auf vollkommener Gegenseitigkeit. Mit echten Fanatikern kann man ja nie auf normaler Basis kommunizieren. Am liebsten hätte ich ihm eine gezischt, mir steigt jetzt noch

## ***Pflichtfach Klavier***

Genau genommen erhielt ich meinen ersten länger dauernden und seriösen Klavierunterricht im Alter von 23 Jahren, als Maria Hinterleitner neu an die Akademie kam und ich ihr zugeteilt wurde. Sie war Schülerin des zu seiner Zeit sehr geschätzten Friedrich Wührer, eine sehr kleine, sehr lebendige Person, und die Chemie zwischen uns stimmte von Anfang an. Der thematische Schwerpunkt lag auf Chopin-Etüden, Mozart-Konzerten, den Goldberg Variationen und zeitgenössischer Musik, unter anderem studierte ich Hindemiths 2. Klavier-sonate, also alles ganz nach meinen Präferenzen. Zu den Chopin-Etüden erfand sie für das jeweilige Stück spezifisch geeignete Vorübungen, ja sie freute sich immer, wenn sie mir eröffnete, es sei ihr schon wieder eine neue Übung eingefallen. Schade, dass ich mir diese nicht aufgeschrieben habe.

Sie stellte mich, wo es ging, in den Vordergrund, z. B. als geeignetes Schülermaterial benötigt wurde, um als quasi Versuchskaninchen für das Hearing eines Bewerbers um eine Klavierklasse (die derjenige aber nicht bekam) zu fungieren. Sie schickte mich dorthin, damit die Klavier-Hauptfachlehrer mitkriegen, dass auch in den Pflichtfachklassen gute Leute am Werk sind.

Sie hat das Fach etwas aus dem Schattendasein geholt, indem sie regelmäßig Klassenabende veranstaltete – das war bei den Pflichtfachlehrern nicht sehr üblich. Ihre Programme waren originell und zum Gutteil auf das Zusammenmusizieren ausgerichtet. Besonders wurde die Literatur für das Musizieren auf zwei Klavieren gepflegt. Frau Prof. Hinterleitner war so idealistisch gesinnt, dass sie auf eigene Kosten bei der Firma Bösendorfer für die Proben stundenweise einen Raum mit zwei Klavieren mietete, da ihr ein solcher an der Akademie nicht zur Verfügung gestellt wurde.

Mit dieser Besetzung hatte ich bisher noch keinerlei Erfahrung. Gemeinsam mit meinem Partner Peter Schneider – der später eine glanzvolle Dirigentenlaufbahn hinlegte (u. a. Bayreuth, Wiener Staatsoper) erarbeiteten wir die Mozartsonate für 2 Klaviere KV 448. Ich glaube, wir brachten eine recht gute Aufführung zustande. Häufig stand eine meiner Kompositionen auf dem Programm, wobei ich selbstverständlich immer den Klavierpart zu übernehmen hatte. Oft schrieb ich extra für diese Konzerte ein neues Stück, z. B. ein Kammerkonzert für Klavier und sechs Instrumente, welches Peter Schneider dirigierte. In meiner Partitur stehen noch seine dirigiertechischen Eintragungen sowie die Autogramme sämtlicher Mitwirkenden.

Bei der Aufführung meiner Händel-Variationen für Flöte, Violine und Klavier blätterte mir die Frau Professor höchst persönlich um, nur passierte ihr das Missgeschick, dass die Noten unters Klavier fielen (das soll des Öfteren vorkommen...). Während sie fluchend die Papierln zusammensuchte, spielte ich zu meiner großen Verwunderung und Überraschung auswendig weiter, wie wenn nichts gewesen wäre. Nicht im Traum hätte ich geglaubt, so etwas zustande bringen zu können.

Mit meinem Eintritt in die Dirigentenklasse hätte ich eigentlich die Klavierklasse wechseln müssen, da es ein eigenes Fach „Klavier für Kapellmeister“ gab, aber auf eigenen Wunsch blieb ich meiner verehrten Maria Hinterleitner treu. Die Verbindung mit ihr riss auch nach Beendigung des Studiums nicht ab. Sie kam zu den Aufführungen meiner Musik und besuchte mich auch in Baden. Zu meinem 60. Geburtstag schrieb sie mir einen lieben, aber auch sehr traurigen Brief. Die Folgen eines schweren Unfalls bedingten eine lange Rekonvaleszenz, wozu sie bemerkte: „Es heilt alles, aber ich bin nicht mehr die Alte – nur alt bin ich schon, über 80.“ Unterschrieben hat sie mit: Ihre alte Freundin M. H. Ein Jahr darauf (1994) ist sie gestorben.

## ***Collegium musicum***

Diese Bezeichnung fand sich auf der Liste der Pflichtfächer und niemand wusste vorerst damit etwas anzufangen. Später wurde Josef Mertin, der dieses Fach führte, zu einer meiner prägendsten Lehrerpersönlichkeiten. Im Mittelpunkt stand die Beschäftigung mit der Alten Musik, und da hatten wir alle einen großen Nachholbedarf. Mertin war der Initiator für Vieles, was sich in der Folge auf dem Gebiet der Alten Musik entwickelte. Er war z. B. auch ein Mentor von Nikolaus Harnoncourt. Sein Unterricht war aber nicht nur auf die Alte Musik bezogen, sondern sehr vielseitig ausgerichtet, und das in ausgesprochen unorthodoxer Präsentation. Seine Ausdrucksweise war originell, er liebte Wortspiele und -verdrehungen. So sprach er z. B. von einem „ganz-wild“ und meinte damit den zu dieser Zeit bekannten Fortschrittler Friedrich Wildgans. Die Oper „La Traviata“ nannte er „La Triviata“. Spitzbübisch lächelnd fragte er einmal: „Wisst Ihr, wie der Orff komponiert? Nein? Wenn der etwas findet, was ihm in den Kram passt, dann lässt er sich einen Stempel davon anfertigen, stempelt Dutzende Seiten damit voll und fertig ist das ganze Werk.“

Einen Philip Glass hat er gnädigerweise wahrscheinlich nicht mehr kennenlernen können. Ich schon, und zwar als Programmteil eines im Übrigen





## Freiberufliche Tätigkeiten – Jobsuche 1961 – 1967

Die Beendigung des Studiums, meines wichtigsten und erfolgreichsten Lebensabschnitts, hat mich eher traurig gestimmt. Am liebsten hätte ich ewig weiter studiert, wissbegierig war ich sowieso immer, Wissen aufzunehmen lag mir mehr, als es weiterzugeben, auch fühlte ich mich in der Institution Akademie sehr geborgen. Wie es weitergehen sollte, darüber hatte ich mir bis dahin keine großen Gedanken gemacht. Genau zu dieser Zeit durften die drei Kompositionslehrer des Hauses je einen Assistenten anfordern, was, im Unterschied zu den anderen, bei Siegl, der mich nominierte, abgelehnt wurde mit der Begründung, er gehe ohnedies bald in Pension. Für mich wäre das ein Traumstart gewesen, denn wenn ich mir jemals einen fixen Beruf vorgestellt habe, dann den als Lehrer für Fächer aus dem Bereich der Musiktheorie. Aber meine unzähligen Bewerbungen wurden meistens nicht einmal ignoriert. Dazu muss gesagt werden, dass ich über keinerlei Fürsprecher oder Lobbies verfügte.

Im Laufe der Jahre taten sich noch kleinere Fenster auf, die sich aber in Summe als blinde Fenster erwiesen. Ca. um das Jahr 1970 gab es eine Ausschreibung der damals bereits zur Hochschule mutierten Musikakademie für das Fach „Musikalische Grundschulung“, das war Musiktheorie für Instrumentalisten. Nachdem das meinen Intentionen entsprochen hätte, schickte ich eine Bewerbung hin und wurde eingeladen, an einer Klausur und einem Lehrauftritt über drei Fachgebiete teilzunehmen. Die schriftliche Klausur war ziemlich anspruchsvoll, es traten sieben Bewerber an und nur die Verfasser der zwei besten Klausurarbeiten wurden dazu ausersehen, ihre Lehrauftritte zu liefern. Ich war einer der Beiden.

Die Kommission war sehr umfangreich und bestand aus Professoren verschiedenster Klassen und noch vor Beginn der Veranstaltung merkte ich, dass mein Konkurrent sehr viele davon begrüßte, darunter auch jenen, der dieses Fach bisher unterrichtet und mit dem er schon anderweitig zusammengearbeitet hatte. Im Gegensatz dazu kannte ich kaum jemanden.

Nach den Lehrauftritten und noch vor der Juryberatung versicherten mir einige Leute, wie hoch das Niveau gewesen wäre und dass sie nicht wüssten, für wen sie sich entscheiden sollten. Als nach einigen Tagen eine Zuschrift der Hochschule ankam, wagte ich einen Tag lang nicht, das Kuvert zu öffnen. Es musste aber einmal sein. Darin stand, dass das Niveau sehr hoch, die Entscheidung sehr schwer gewesen wäre und dass mein Konkurrent mit Stimmenmehrheit den Posten bekommen hätte. Das war so ziemlich einer der schwersten Schläge, den

ich in meinem Berufsleben zu verdauen hatte, denn es war mir bewusst, dass das eine der letzten Chancen war, aus dem Tief, in dem ich mich befand, herauszukommen. Eine Klavierprofessorin, die Mitglied der Jury war, sagte mir bei einer zufälligen Begegnung, wie sehr ihr mein Auftritt gefallen hätte, und wie sehr sie es bedaure, dass ich die Stelle nicht bekommen habe.

Monate später flatterte noch ein Schreiben der Hochschule herein, diesmal wurde eine ähnliche Stelle an der Abteilung für Musikpädagogik ausgeschrieben und man hat mich persönlich eingeladen, in Hinblick auf mein hervorragendes Abschneiden bei der letzten Ausschreibung, mich dafür zu bewerben. Als ich erfuhr, dass das Prozedere das gleiche war wie gehabt, also dass ich diese ganze Tortur noch einmal über mich ergehen lassen sollte, um vielleicht wieder Zweiter zu werden, habe ich abgelehnt. Das wäre zu schwer zu verkraften gewesen. Später sagte mir eine Professorin der Abteilung, dass ich die Stelle bestimmt bekommen hätte.

Den letzten Versuch in dieser Richtung verdanke ich einem lieben Kollegen, der mich dazu drängte, mich um seinen frei werdenden Posten in Graz zu bewerben, vor allem um einen Nachfolger zu finden, der das Fach in seinem Sinne weiterführen würde. Das ganze Manöver hätte ich mir insofern sparen können, als der Posten de facto schon vergeben und das ganze Brimborium drumherum nur eine Staffage war.

Meine Theoriekenntnisse konnte ich trotzdem verwerten, weil viele Interessenten zu mir kamen, um Theoriestunden zu nehmen, oft zur Vorbereitung auf Diplomprüfungen. Darunter befanden sich u.a. Antonio Victorino Almeida, ein Portugiese, der mit Erika Pluhar viele gemeinsame Konzerte und Ähnliches veranstaltet hat, oder Walter Pass, der spätere Ordinarius der Musikwissenschaft an der Uni Wien.

Eine zufällige Begegnung mit einem Flötenkollegen am Gang der Akademie war der Auslöser und Beginn einer langjährigen Tätigkeit am Sprechtheater. Dieser Kollege erzählte mir, er hätte ein Engagement am Theater in der Josefstadt in Aussicht, könne es aber aus Termingründen nicht annehmen und fragte mich, ob ich daran interessiert wäre. Nachdem ich es mir nie leisten konnte, auch nur die kleinste Verdienstmöglichkeit auszulassen, sagte ich zu, ohne zu ahnen, welche Folgen das nach sich ziehen würde. Also meldete ich mich bei Gustav Zelibor, dem Hausmusiker des Theaters, der durch seine Rundfunk­tätigkeit sehr bekannt war. Völlig ahnungslos ging ich zur ersten Probe. Dort erfuhr ich, dass ich für ein Nestroy-Stück namens „Höllenangst“ als Mitglied des „Orchesters“ engagiert wäre. Dieses bestand aus vier Mann: Zelibor am Klavier, Peter Schmidl (später erster philharmonischer Klarinettist und außerdem

gesungen wird: „Glücklich ist, wer vergisst“, konnte ich anlässlich einer Aufführung im Redoutensaal entkommen.

## ***Romstipendium 1962/63***

Pro Saison wurden sieben Stipendien vergeben, ausschließlich für Leute, die ihr Studium bereits abgeschlossen hatten, fünf davon für Wissenschaftler wie Archäologen, Kunsthistoriker, Historiker etc. verbunden mit einem Forschungsauftrag, eines für einen bildenden Künstler und eines für einen Komponisten, wobei die Künstler völlig ungebunden arbeiten konnten. Für uns lag die einzige Verpflichtung darin, an jedem Ersten die Monatsgage in der Höhe von 76.000 Lire abzuholen. Jedem Stipendiaten wurde ein eigenes gut eingerichtetes Zimmer zur Verfügung gestellt, mir darüber hinaus noch ein Studio mit Klavier, und allen gemeinsam eine Küche und ein Gesellschaftsraum. Ein Ausweis berechnete zum freien Eintritt in alle staatlichen Museen und zu allen Monumenten. Davon habe ich ausgiebigst Gebrauch gemacht, Rom hat bekanntlich in dieser Beziehung Einiges zu bieten. Wenn ich dem höllischen Verkehrslärm entkommen wollte, ging ich ganz einfach auf den Palatin. Dort war es ruhig und kostete mich nichts.

Der Präsident des Kulturinstitutes war der Prototyp eines verzopften, humor- und fantasielosen österreichischen Schulmeisters. Im Institut hatten sich in der Vergangenheit unguete Dinge abgespielt, deswegen war man von der Politik her in erster Linie darauf bedacht, eine, wenn auch äußerst blasse, so doch verlässliche und integre Persönlichkeit einzusetzen. Er lernte sogar Italienisch, wenn auch mit einem sehr austriakischen Zungenschlag. Seine Reden begannen etwa so: „Sinjoare ä Sinjoari, Etschellenze“ (mit einem echten Meidlinger „L“). Sein Vorgänger hingegen betonte die letzten Silben: „Signoré e Signorí“. Derselbe beendete unvermeidbare Einladungen dergestalt, dass er sehr bald aufstand und seine Gäste mit der Erklärung entließ, für eine Bewirtung habe er kein Geld. Er gerierte sich nämlich in erster Linie als Konzertveranstalter, um damit in den österreichischen Zeitungen prunken zu können und zahlte dafür manchmal den Stipendiaten ihr Salär mit großen Verspätungen aus. Bei unserem Präsidenten Peter liefen diese Dinge völlig korrekt ab, nur konnte er sich nicht auf italienische Verhältnisse einstellen. Im Juni 1963 gab das „Eichendorff-Quintett“ aus Wien im Innenhof des Institutes ein Konzert, u. a. mit der Uraufführung meines Divertimentos für Bläserquintett mit anschließendem Empfang. Es war eine wunderschöne italienische Sommernacht, und um 11 Uhr abends, wenn in Rom das gesellschaftliche Leben erst beginnt, beordnete der

Präses die Musiker auf die Dachterrasse, wo sie „Guten Abend, gute Nacht“ spielen mussten, quasi als mehr oder weniger eleganten Rausschmiss. Schließlich musste er ja um 6 Uhr früh mit dem Hund spazieren gehen.

Das Frühstück bereiteten sich die Stipendiaten in der gemeinsamen Küche selbst zu. Ohne das zu vereinbaren, trafen wir uns meist gegen neun Uhr im Gesellschaftsraum, bis eines Tages der Präses erschien und nur sagte: „Meine Herrschaften, das ist zu spät! Ich sage Ihnen, das ist zu spät!“ und verschwand wieder. Warum das zu spät sein sollte, sagte er nicht. Also gingen wir eben früher frühstücken und legten uns bei Bedarf wieder ins Bett.

In dieser Saison 62/63 ereigneten sich in Rom Dinge von welthistorischer Dimension: Ein Konzil wurde eröffnet, ein Papst starb, ein neuer wurde gewählt, und man erlebte alles aus nächster Nähe mit. Einige Tage nach meiner Ankunft in Rom am 8. 10. wurde das 2. Vatikanum eröffnet. Als Institutsmitglied hatte ich Zutritt in den Vatikan und konnte von meinem Platz über den Kolonnaden den Einzug von oben beobachten. Die erste Sitzung durfte man aus dem Lautsprecher am Petersplatz akustisch mitverfolgen. Der Auszug nachher vollzog sich individuell und völlig ungezwungen – ein malerisches Bild. Vor allem die afrikanischen Trachten beeindruckten.

Abends wurde nicht nur die ganze Stadt festlich beleuchtet, sondern darüber hinaus eine „fiaccolata“ installiert, ein alter Brauch, auf den man nur bei äußerst seltenen und besonders bedeutenden Ereignissen, wie Dogmenverkündigungen oder eben Konzilseröffnungen, zurückgriff. Und zwar werden auf besonderen Gebäuden, wie etwa dem Pantheon oder der Engelsburg oder dem Senatorenpalast am oberen Fassadenende brennende Fackeln in ca. ein bis zwei Meter-Abstand montiert und mit Einbruch der Dunkelheit entzündet. Früher galt diese Tätigkeit als eigener, wenn auch gefährlicher Beruf, der mit vielen, manchmal tödlichen Unfällen „gesegnet“ war.

Verbunden mit diesem Ereignis fanden in den nächsten Tagen zahlreiche Empfänge in verschiedenen Botschaften statt, und wir als Vertreter des Kulturinstitutes lernten dort Persönlichkeiten, die einem sonst nur aus den Medien vertraut sind, nun auch aus der Nähe kennen. Im Laufe meines Aufenthalts begegnete ich noch vielen interessanten Menschen, mit denen ich unter normalen Umständen kaum in Kontakt gekommen wäre, wie etwa Albertina-Direktor Koschatzky, Paul Badura-Skoda, Hundertwasser u.v.a. Der Zeichner August Watzl stellte im Institut eine Reihe seiner Portraits prominenter Österreicher aus und bei dieser Gelegenheit portraitierte er auch mich. Er schickte mir später eine Kopie dieser Zeichnung, die mir zu meinem großen Bedauern im Zuge meiner Übersiedlung von Aspern nach Baden abhanden-

## **Fixe – oft ungeliebte – Jobs 1967 ff**

### ***Musikschulen 1967 – 1975***

1967 war für mich wieder einmal ein Wendejahr, in dem sich mein bisheriges Leben in eine völlig andere Richtung drehte. Erstens habe ich geheiratet, zweitens bin ich nach Baden übersiedelt, drittens haben wir unser kleines Häuschen daselbst innen kräftig umgebaut und viertens ergatterte ich zum ersten Mal eine fixe, wenn auch meinen Vorstellungen nicht ganz entsprechende Anstellung. Schon von Rom aus hatte ich begonnen, beim Konservatorium der Stadt Wien anzuklopfen, und das immerhin vier Jahre hindurch. Mein Schwiegervater in spe verlangte von mir – verständlicherweise –, dass ich vor der Heirat über ein geregelteres Einkommen verfügen sollte. Deswegen verstärkte ich meine Bemühungen in Richtung Konservatorium und merkte sehr bald, dass ich mir in Hinblick auf die Hauptanstalt keine Illusionen machen sollte. Eine wirksame Fürsprache von irgendeiner Seite wurde mir mein ganzes Berufsleben hindurch so gut wie nie zuteil. blieb noch ein Job in einer Bezirks-Musikschule. Zuerst war die Rede von einem Schulleiterposten. Ich hatte wieder einmal keine Ahnung davon, welche Aufgaben man dort zu erledigen hat. Im Nachhinein gesehen bin ich sehr froh, dass daraus nichts geworden ist. Das wäre für mich völlig uninteressant gewesen und ich hätte mich als völlig falsch am Platz gefühlt.

Im August dieses Jahres trudelte ein Schreiben folgenden Inhalts ein, dass ich für zwölf Wochenstunden (= halbe Lehrverpflichtung) engagiert wäre, in denen ich die Fächer Flöte, Chor, Vorbereitungskurse und Ergänzungskurse übernehmen sollte. Gerechnet hätte ich eher mit musiktheoretischen Fächern oder Klavier. Beschäftigt wurde ich in der Zweigschule im 3. Bezirk und dem Vernehmen nach war ich der Erste überhaupt, der an einer Bezirksschule Flöte unterrichtete. Der Schulleiter Peter Traunfellner hätte eigentlich erwartet, dass ich meine Schüler mitbringen würde – solche haben aber nicht existiert. Nicht im Traum hätte ich mir gedacht, jemals Flötenunterricht zu erteilen. Es haben sich dann doch einige Interessenten gefunden, und einer davon war sogar hoch talentiert. Mit ihm zu arbeiten wurde mir ein Vergnügen. Im Verlauf der acht Jahre, die ich an dieser Schule tätig war, sind mir noch einige sehr gute Schüler untergekommen, für die ich auch Stücke geschrieben habe. Manche dieser ehemaligen Schüler schwärmen heute noch davon. Alles in allem war es eine sinnvolle Arbeit.

Mit dem Fach Chor konnte ich weniger anfangen. Meine einschlägigen Erfahrungen beschränkten sich auf das Pflichtfach Chorgesang im ersten Studienjahr an der Akademie. Zwar hatte ich das Fach „Chorleiter-schule“ inskribiert, es aber kaum besucht, denn erst kam mir die Schweiz-tournee in die Quere und dann verschiedene andere Termine. So stand ich ziemlich unbeleckt da und hatte einen Kinderchor am Hals, ein Jahr später allerdings nicht mehr. Noch weniger anfangen konnte ich mit den Begriffen „Vorbereitungs- und Ergänzungskurs“. Unter letzterem war elementare Musik-lehre zu verstehen. Das wäre zwar mein Fach gewesen, allerdings nicht auf diesem Niveau. Wahrscheinlich habe ich die armen Kinder überfordert. Den Vorbereitungskurs würde man heute „Musikalische Früherziehung“ nennen, aber egal wie man das nennen möchte, irgendeinen blassen Dunst davon, was ich da abliefern sollte, hatte ich nicht. Es wurde mir angeraten, bei einer Kollegin im 5. Bezirk zu hospitieren, was ich auch tat. Das war eine sehr zeitaufwändige Angelegenheit, aber es blieb mir nichts anderes übrig. Alles was ich da sah und hörte, habe ich ziemlich eins zu eins übernommen. Nach drei Jahren war ich diesen Kurs endlich los.

Dafür wurden mir andere Fächer zugeteilt, die mir mehr entsprachen: Instrumentalensemble, Kammermusik und Tonsatz. Speziell das Fach Kammer-musik wurde quasi zur Erfolgsgeschichte. Ich hatte einige fähige Schüler in der Gruppe und schrieb für diese ein Septett für zwei Flöten, zwei Geigen, zwei Celli und Klavier. Das Alter der Ausführenden bewegte sich zwischen 8 (Cellisten), 10 (Geigerinnen), 12 (Flötisten) und 13 (Klavier) Jahren. Von den 7 Sätzen dieses Stückes beanspruchten nur die Ecksätze die volle Besetzung, die anderen Teile waren Trios bzw. Quartette in variablen Zusammenstellungen. Insgesamt haben wir zwei Jahre daran gearbeitet. Nach einem Jahr waren davon vier Sätze aufführungsreif, ein Jahr später war es das ganze Stück. Das Bemerkenswerte daran war, dass diese Kinder die doch einigermaßen vor allem rhythmisch komplizierte Musik ohne Hilfe eines Dirigenten zur Aufführung brachten. Noch viele Jahre später versicherten mir Teilnehmer an dieser Aktion, wieviel Grundlegendes sie für das gemeinsame Musizieren gelernt und wie sie davon für die Zukunft profitiert hätten. Übrigens kam das Septett, gespielt von viel älteren Schülern dieser Anstalt, ca. 15 Jahre später nochmals zur Aufführung, was dann allerdings nur unter einem Dirigenten möglich war.

Die Schulleiter, nach Traunfellner auch Erika Polzer, setzten sich beim Konservatoriumsdirektor sehr für mich ein, so konnten sie eine Aufstockung meiner Lehrverpflichtung auf 18 Wochenstunden erwirken. Der damalige Direktor trug den gleichen Familiennamen wie ich, war auch kompositorisch tätig und mir augenscheinlich nicht sehr wohlgesonnen, warum weiß ich nicht.



## Je preiser gekrönt

Eine bedeutende Musikedynastie im Wien der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Hellmesbergers, der bekannteste davon der philharmonische Geiger Josef, dem viele Bonmots zugeschrieben werden, darunter folgendes: „Je preiser einer gekrönt wird, umso durcher fällt er.“

Rein statistisch gesehen wurden mir 17 Preise bzw. so etwas Ähnliches umgehängt, doch vielleicht ist es ganz interessant, sich mit dieser Materie näher zu befassen. Ich beginne mit einem Preis, der mir fast, aber dann doch nicht verliehen wurde.

Im Jänner 1957 informierte mich Prof. Siegl über einen von der Akademie mit dem Verlag Doblinger organisierten Kompositionswettbewerb für Streichquartette und animierte mich, daran teilzunehmen. Das geschah in der letzten Unterrichtsstunde vor den einwöchigen Semesterferien. In der ersten Stunde des neuen Semesters sprach er mich noch einmal in dieser Causa an: „Vielleicht könnten Sie sich entschließen, ein Quartett zu schreiben.“ Darauf hielt ich ihm beschriebene Notenblätter unter die Nase mit der Bemerkung: „Hier ist es!“ Da war er baff! Er schaute die Noten durch und sagte nur: „Ich bin zurecht stolz auf Sie!“ Leider stellte sich nachher heraus, dass das Stück im Sinne der Ausschreibung aufführungstechnisch zu schwierig geraten war. Kein Problem, schrieb ich also noch ein Quartett. In der Jury saßen Akademieprofessoren – natürlich nicht die, deren Schüler am Wettbewerb teilnahmen. Die Einreichungen waren nicht anonym, den Vorsitz der Jury führte Präsident Sittner.

Von Siegl hörte ich, dass ich sehr gut im Rennen läge und besonders von Dr. Tittel favorisiert würde. Während der Begutachtungsphase erhielt ich einen Anruf vom Sekretariat der Akademie, ich solle am nächsten Tag die Instrumentalstimmen liefern. Somit blieb mir nichts anderes übrig, als die ganze Nacht durchzuschreiben. Das war nötig, weil sich die Jury nicht zwischen zwei Einsendungen entscheiden konnte und sich diese Stücke deswegen vorspielen lassen wollte. Mit dem Unterschied, dass die Musiker zwar Zeit hatten, das Konkurrenzquartett ausgiebig zu proben, meines aber war für sie eine Blattspielübung. Der entscheidende Nachteil war aber die Abwesenheit von Dr. Tittel bei der letzten Jurysitzung – er musste dienstlich verreisen. Gegen mich entschieden hat schließlich Präsident Sittner, wahrscheinlich in erster Linie gegen Siegl. Dieser meinte, man hätte den Preis teilen können. Aber das ist niemandem eingefallen.

Das war also meine erste einschlägige Erfahrung, viele ähnliche sollten noch



folgen. An sich ist es völlig egal, ob man zweiter oder letzter wird, der Endeffekt ist der gleiche. Übrigens ist mir dieses mein zweites Streichquartett abhanden gekommen. Ich habe keine Ahnung, wo sich die Partitur befinden könnte.

Noch im gleichen Jahr schrieb die Burgenländische Landesregierung zum 225. Geburtstag Joseph Haydns einen Wettbewerb für Streichquartett-Kompositionen aus, und Siegl ermunterte mich wieder, daran teilzunehmen. Dieser Bewerb war offen für alle österreichischen Komponisten ohne Altersbeschränkung. Es war daher eine große Konkurrenz zu erwarten. Deshalb schrieb ich in den Sommermonaten ein neues, bereits das dritte Streichquartett, weil die ersten beiden meinen Ansprüchen nicht mehr genügten. Ich war immer sehr selbstkritisch und oft, sobald ein Stück fertig war, hätte ich am liebsten wieder von vorne angefangen.

Eingesendet habe ich dann das erste und das umfangreichere dritte Quartett, nahm aber an, dass nur das letztere eine Chance hätte. Überrascht war ich dann sehr, als mir der erste Preis zuerkannt wurde, und zwar für das kurze erste Quartett. Bei der Uraufführung des dritten Quartetts war ich dann von diesem Stück gar nicht mehr so begeistert und hielt es sogar für einigermaßen missglückt. Trotzdem habe ich dafür die besten Kritiken meiner ganzen Laufbahn bekommen, unter anderem von dem damals sehr arrivierten Kritiker Heinrich Kralik. Zu dieser Zeit wurden solche Konzerte noch nicht, so wie heute, von der Presse ignoriert.

Die Preisverleihung im Schloss Esterházy in Eisenstadt lief sehr feierlich ab. Auf einmal stand ich im Mittelpunkt, die Spitze der Landesregierung war vertreten, der Rundfunk hat ein Interview mit mir gemacht, Ausschnitte des Programms aufgenommen und sogar gesendet. Es ist mir zu Ohren gekommen, dass am Wettbewerb – die Einsendungen waren gottlob anonym – namhafte Komponisten teilgenommen hätten und ich mit meinen 24 Jahren unter den Einsendern der jüngste gewesen wäre. Umrahmt wurde die Zeremonie mit der Aufführung eines Haydnquartetts, meiner Komposition sowie der mit dem zweiten und dritten Preis bedachten Stücke. Interpret war das Philharmonia-Quartett, bestehend aus Mitgliedern der Wiener Philharmoniker, angeführt von Wilhelm Hübner. Bei der Gelegenheit durfte ich mit dem Bratschisten und Akademieprofessor Karl Stierhof einen Mentor und Förderer und den wichtigsten Menschen für meinen Start in das Musikleben kennenlernen. Bei der persönlichen Vorstellung vor dem Konzert sagte er nur: „Ah, interessant!“ Anscheinend hat ihn meine Musik interessiert! Es war übrigens die erste öffentliche Aufführung einer meiner Kompositionen. Bis dato sind etwa 1400 dazu gekommen. Der Rundfunk stellte dann noch eine Produktionsaufnahme her – was heute fast



## Eine materielle Bilanz

Musik an sich ist eine weitgehend immaterielle Angelegenheit. Gerade deswegen reizt es mich, einmal nur Zahlen sprechen zu lassen, zu denen ich seit jeher eine besondere Beziehung habe. Egal ob es sich jetzt um historische Jahreszahlen, Opuszahlen, Geburtsdaten, Telefonnummern etc. handelt. Meine eigene Telefonnummer würde demgemäß anhand von Opuszahlen aus: 2. Brahms-Sinfonie, Symphonie classique, Gassenhauertrio und Alpensinfonie bestehen, also 73-25-11-64. Oder die Sozialversicherungsnummer meines Sohnes Reinhard: 100 Jahre nach der Kaiserkrönung Otto I., das ergibt 1062. Die Regierungsdaten der römischen Kaiser, von Augustus angefangen bis mindestens Alexander Severus, sowie die der deutschen und österreichischen Könige und Kaiser, angefangen von Konrad I. (911) bis zu Karl dem Letzten (1918) stehen meinem Gedächtnis jederzeit zur Verfügung.

Wenn ich Bücher über historische Themen – und solche machen die Hälfte meiner Bibliothek aus – lese, studiere ich zuerst gründlich die Zeittafel. Viele mokieren sich darüber, wenn sich die armen Gymnasiasten im Geschichtsunterricht (der ohnehin nur mehr rudimentär stattfindet) ein paar Jahreszahlen merken sollen. Für mich war das ein Sport.

Mein Werkverzeichnis legte ich im Jahre 1956 nach schon erwähnten 8 kg Kompositionsversuchen an und trug seitdem in schäbigen Schulheften nicht gerade fein säuberlich jede fertiggestellte Komposition mit Katalognummer, Titel, Besetzung, Spieldauer und Uraufführungsdatum ein, und das bis heute. Offiziell läuft daneben eine Liste, die nur wirklich erwähnenswerte Stücke enthält. Diese Liste beginnt erst mit der Nr. 27. Um die Verwirrung zu vervollständigen, laufen etwaige Adaptierungen oder teilweise Neubearbeitungen unter derselben Nummer weiter, mit Zusätzen wie z. B. 96/A, 96/B usw., oder es werden kurze Stücke mit ähnlichen Zielsetzungen unter einer Nummer mit angefügten „Unternummern“ zusammengefasst, z. B.: 244/8, auch um zu vermeiden, als „Vielschreiber“ verschrien zu werden. Derzeit halte ich bei Nr. 260/3.

Trotzdem hat es mich interessiert, wie viele Einzelstücke (damit sind aber nicht Sätze zyklischer Werke gemeint) mein ursprüngliches Verzeichnis (ohne die angesprochenen Selektionen) enthält. Das Wort Opus habe ich, ausgenommen bei meinen ersten Kompositionsversuchen, nie verwendet, mit dem Ergebnis, dass ich es zu meinem Ärger immer wieder in diversen Listen und Programmen lesen musste. Die Nummern dienen allein dem Zweck, selber den Überblick zu behalten. Um die einzelnen Schaffensperioden gegeneinander abzugrenzen,

habe ich die folgende Aufstellung in Dezennien unterteilt sowie aufgeführte und nie gespielte Stücke in eigenen Rubriken aufgelistet.

<i>Entstehungszeitraum</i>	<i>gesamt</i>	<i>aufgeführt</i>	<i>nie aufgeführt</i>
1954 – 1963	90	30	60
1964 – 1973	45	30	15
1974 – 1983	50	37	13
1984 – 1993	65	60	5
1994 – 2003	62	49	13
2004 – 2013	34	24	10
<b>Summe</b>	<b>346</b>	<b>230</b>	<b>116</b>

Vor dieser Zählung entstanden 21 Kompositionen, 14 sind in keinem Verzeichnis enthalten, in Summe liegen somit bisher 381 Einzelkompositionen vor.

Wollte man alles, was in diesem Verzeichnis steht, in einem Block aufführen, müsste man 40 Stunden ununterbrochen musizieren. Kürzlich las ich, dass Puccini 17 Stunden Musik hinterlassen haben soll. Bei den meisten Komponisten aus Barock und Klassik wird das schätzungsweise ein Vielfaches davon sein.

Über die Qualität einer Komposition kann man verschiedener Meinung sein, eher messbar ist der Arbeitsaufwand, und den habe ich mir in groben Zügen errechnet. Allerdings nicht den Zeitaufwand beim Komponieren selbst, denn der hängt von verschiedenen Parametern ab. Ein Orchesterwerk nimmt logischerweise mehr Zeit in Anspruch als ein Stück für Flöte solo. Manche Stücke wirft man sehr schnell hin, mit anderen plagt man sich ziemlich ab. Seiten zu zählen wäre zu mühevoll, also habe ich zur Waage gegriffen, um die Reinschriften und die Stimmenmaterialien (auch alle Orchesterstimmen, z. B. für die Sinfonien, habe ich selber mit der Hand geschrieben), auf ihr Gewicht zu überprüfen. Etwa 150 Originalmanuskripte liegen bereits unabgewogen in der Nationalbibliothek. Insgesamt ergibt das ganze Konvolut 45 kg. Da ein Bogen Notenpapier zu 4 Seiten knappe 20 g wiegt, ergäbe das grob gerechnet 10.000 Seiten, das entspricht 10.000 Arbeitsstunden. Für eine dicht beschriebene Seite benötige ich im Schnitt eine Stunde. Umgelegt auf 40-Stunden-Wochen kommen dabei ca. viereinhalb Jahre Vollbeschäftigung heraus.

Die eigentliche Kompositionsarbeit nimmt wesentlich mehr Zeit in Anspruch.

## Aus der Komponistenwerkstatt

Es hört sich amüsant an, wie sich manche Leute den Vorgang des Komponierens vorstellen. Etwa so: Der Schubert Franzl sitzt beim Heurigen, die Muse kommt, küsst ihn, und der Franzl notiert auf einem Biertazerl den Erbkönig. Noch in meiner Jugendzeit las ich in einer Illustrierten einen Bildbericht darüber, wie das Komponieren vor sich geht. Da sitzt einer in einer Wiese, umgeben von Bergen, wartet auf Einfälle, geht nach Hause, arbeitet alles am Klavier aus, nimmt dann seine Noten und geht zum Verleger. So las ich es vor ca. 65 Jahren und habe sowohl die Bilder als auch den Text immer noch deutlich vor mir.

Mir hat nie jemand erklärt, wie man es wirklich macht. Ich weiß nicht mehr, wie ich das am Anfang rein technisch bewerkstelligt habe. Jedenfalls habe ich nach und nach meine eigenen Methoden entwickelt. Wenn ich eine neue Komposition plane, muss zuerst einmal, noch bevor ich eine Note schreibe, die formale Struktur im Kopf fertig sein. Bei der 1. Sinfonie z. B. habe ich mich sehr lange damit beschäftigt. Ursprünglich war nur fix, dass es ein Stück für großes Orchester werden sollte, quasi als krönender Abschluss des Kompositionsstudiums. Ich dachte an eine Art Konzertouvertüre. Allerdings wuchs sich diese Grundidee zu immer größeren Dimensionen aus, sodass mir schließlich die Bezeichnung „Sinfonie“ adäquater erschien. Die anfangs geplante Einsätzigkeit blieb bestehen, aber die vier üblichen Sinfoniesätze waren klar erkennbar und mit einer Einleitung und einer Coda versehen. Alles bewegt sich um eine Symmetrieachse.

Symmetrisch angelegte Formen haben es mir immer angetan. In letzter Konsequenz habe ich eine solche in der 9-sätzigen „Abendmusik für Bläserquartett“ angewandt. Der 9. Satz entspricht nämlich notengetreu dem 1. Satz, nur rückläufig abgespielt. Somit ist der letzte Takt des Stückes ident mit dem ersten. Auch die anderen Sätze sind um die Symmetrieachse, in dem Fall der 5. Satz, entsprechend angeordnet, d. h. die Sätze 2/8 sind in Anlage und Instrumentierung ebenso aufeinander bezogen wie die Sätze 3/7 und 4/6.

Wenn ich meine 1. Sinfonie aus jetziger Sicht einer kritischen Betrachtung unterziehe, wäre mein Urteil folgendes: Formaler Aufbau und thematische Arbeit ganz brauchbar, Instrumentierung gut, musikalische Substanz etwas mager. Seltsamerweise wurde diese Sinfonie sehr akklamiert (4 Hervorrufe), wie später nur noch die „Relazioni“ und das Flötenkonzert. Sogar die Presse war milde gestimmt. Von den sieben (!) Kritiken waren fünf positiv und nur zwei davon Verrisse. Anscheinend wurden damals solche Uraufführungen noch

Trio für Flöte, Mandoline und Viola d'amore.

Duo für Saxophon und Vibraphon.

Collage für gemischten Chor, Flöte, Englischhorn, Bassklarinette, Schlagwerk.

Musica brevis V für Flöte, Violine, Klarinette, Cello, Mandoline, Gitarre (geschrieben für ein italienisches Ensemble, das sich bald nach Lieferung der Noten auflöste. In dieser Besetzung nie aufgeführt.).

Missa accademica für einstimmigen Chor, vier Blockflöten, drei Klarinetten, zwei Saxophone, zwei Trompeten, eine Violine, ein Cello, Orgel, zwei Schlagwerker.

Petit Concert für vier Gitarren, Flöte, Klarinette, Saxophon, Fagott, Trompete, Schlagwerk, Streichorchester.

Fata morgana (Auftragswerk zum Mozartjahr 2006) für zwei Blockflöten, Oboe, Klarinette, zwei Saxophone, zwei Gitarren, Violine, Viola, Violoncello, Klavier.

Ich könnte noch viele derartige Beispiele anführen.

## ***Liste der meiner Einschätzung nach besten Kompositionen***

Aus dem Jahre 1960 würde ich die „Intrada für Orchester“ (unaufgeführt) und das Streichtrio nennen. Letzteres halte ich auch heute noch für sehr gelungen, zur Entstehungszeit betrachtete ich es als mein Spitzenwerk. Ich habe mich aber auch sehr angestrengt dabei, schließlich war der Auftraggeber das aus den namhaften Philharmonikern Wolfgang Poduschka, Karl Stierhof und Franz Kvarda zusammengesetzte „Wiener Streichtrio“. Zur Uraufführung bin ich extra aus der Schweiz angereist (damals war die Zarewitschtournee im Gange). Schon am Telefon berichtete mir Karl Stierhof, wie begeistert er und seine Triokollegen bei den Proben von dem Stück gewesen seien, dass es das beste Stück des Programms wäre und dass sie es gerne als Schlussnummer gespielt hätten. Aber (es war ein ÖGZM Konzert) die dankbaren Plätze im Programmablauf waren natürlich den Senioren (Walzel, Sprongl, Hasenöhr) reserviert. Ich musste, wie meist, den eher undankbaren Anfang bestreiten. Ich war ja noch viel zu jung, das hatte ich mir immer wieder anhören müssen.

Bei der Generalprobe zeigte sich vor allem der Cellist Franz Kvarda, der jahrzehntelang Mitglied des Wiener Konzerthausquartetts war, sehr angetan von meiner Musik und pries vor allem die meisterhafte Stimmführung. Seine Frau sagte mir: „Sie können stolz sein, wenn sich mein Mann so positiv äußert, der ist nämlich sehr kritisch!“ (wörtliches Zitat). So ein geballtes Lob hatte ich bis dahin noch nie gehört. Die Kritiken waren durch die Bank vernichtend, besonders ein „KHR“ äußerte sich sinngemäß, dass die Zukunft der österreichischen Musik Gott sei Dank nicht von solchen Werken geprägt wird. Derselbe hat ein Jahr davor meine Bratschensonate, an der ich selbst etliches auszusetzen hätte, sehr positiv beurteilt. Das Ensemble plante, das Stück in seinen nächsten Abonnementzyklus einzubauen, nahm aber nach diesen negativen Reaktionen davon Abstand. Solche blieben mir beim nächsten von mir favorisierten Werk, einem „Concerto da camera“ für Klarinette und Streichorchester, erspart. Es kam nämlich bisher nie zu einer Aufführung, ebenso wie beim „Georgicon für Chor und Orchester“.

Gut aufgenommen wurden hingegen das Nonett, die 2. Sinfonie, das 6. Streichquartett, die *Musica brevis I* und „5 für 5“ für Brassquintett, weniger gut die 3. Sinfonie (die „Amputierte“). Sehr erfolgreich waren das Quartett für Flöte, Violine, Cello und Klavier (aufgeführt vom „Eurasia-Quartett“), die „Relazioni variabili“ und das Flötenkonzert.

Einen Sonderfall stellt die Paraphrase über die Choralmelodie „Jesu meine Freude“ für Violine solo, geschrieben für Piero Raffaelli, dar. International gesehen ist es meine verbreitetste Komposition. An die Uraufführung im Schloss Charlottenburg in Berlin und Aufführungen in Italien schlossen sich weitere in Trondheim, Oslo, Stockholm, Moskau, Sofia, Barcelona, Warschau und Finnland an. Interpretinnen waren u. a. Patrizia Kopatschinskaja oder Elena Denisova.

Schmerzhaft Erfahrungen machte ich mit meinem vielleicht besten Werk, der „Fantasia concertante“ für Violine und Orchester, entstanden ebenfalls auf Anregung von Piero Raffaelli, der sie allerdings nie gespielt hat. Nach x-maligen Einreichungen war endlich ein Uraufführungstermin fixiert, die Einladungen gedruckt, als zwei Wochen vor dem Termin auf meinem Anrufbeantworter ein viertelstündiger Sermon zu hören war, gesprochen von der Mutter des vorgesehenen Violinsolisten, die mich mit heftigen Vorwürfen überhäufte, dass ich gegen ihren Sohn intrigiert hätte und daher bestraft werden muss in der Form, mein Stück aus dem Programm zu eliminieren, denn wörtlich: „So etwas kann man mit einem (sie nannte den Familiennamen ihres Sohnes) nicht machen.“

Verstanden hatte ich überhaupt nichts, Genauerer weiß ich bis heute nicht. Es





## Außerhalb der Werkstatt

Was innerhalb der Komponistenwerkstatt passiert, ist schon von einiger Wichtigkeit, aber ohne adäquate Fortsetzung außerhalb wäre es vergebliche Liebesmüh. Unter Fortsetzung meine ich die Selbstvermarktung, ein Gebiet, das mir leider gar nicht liegt, das aber fast wichtiger ist als die Produktion selbst. Ich hatte das Glück, am Anfang meiner kompositorischen Laufbahn in Karl Stierhof einen Mentor zu finden, der mich sehr gefördert hat, und zwar deswegen, weil er von meiner Musik überzeugt war und ohne dessen Anregungen viele Stücke aus den frühen 60er Jahren weder entstanden noch aufgeführt worden wären. Da ist einmal die Violasonate, die als erstes Ergebnis dieser Zusammenarbeit ihre Uraufführung im Brahmsaal erlebte. Alle für ihn geschriebenen Stücke hat er auch uraufgeführt, z. B. das bereits besprochene Streichtrio sowie eine Viola d'amore-Sonate, wobei es mir heute noch leid tut, es ihm so schwer gemacht zu haben, sowie die Sonatine für Flöte, Mandoline und Viola d'amore, bei der ich die Ehre hatte, gemeinsam mit ihm das Stück aus der Taufe zu heben.

Damit kam ich erstmals mit der ÖGZM in Berührung. Obwohl ich noch nicht Mitglied dieser Vereinigung war, hat Prof. Stierhof diese und noch mehrere andere Aufführungen durchgesetzt. Selbst habe ich mich bei der ÖGZM nicht um die Mitgliedschaft beworben in der Meinung, dafür noch nicht würdig genug zu sein, bis mich Obmann L. M. Walzel direkt ansprach, es wäre endlich an der Zeit, nach etlichen Aufführungen (quasi als blinder Passagier), dem Verein beizutreten. Es ist immerhin angenehmer, eingeladen zu werden, anstatt betteln zu gehen. Über die Behandlung bei der ÖGZM kann ich nicht klagen, meine Stücke wurden regelmäßig in die Programme aufgenommen, egal wie der jeweilige Obmann geheißen hat, ob Walzel oder Müller oder Gattermeyer oder Hackl. Letzterer sagte mir, dass meine Stücke gut zu programmieren seien, weil ich solche in allen möglichen Besetzungen auf Lager habe.

Eine der alljährlichen Generalversammlungen ist mir besonders im Gedächtnis haften geblieben, nämlich jene, in der Walzel seinen Rückzug von der Position des Obmannes bekanntgab und auch gleich seinen Nachfolger präsentierte, einen Herrn F. K. Müller. Da ich das Rundfunkprogramm immer genau verfolgte, waren mir die Namen der dort vorkommenden zeitgenössischen Komponisten geläufig, und es war sehr auffällig, dass jetzt der Name Müller nicht nur auftauchte, sondern extrem überrepräsentiert war. Nun erschien dieser Herr leibhaftig wie ein Deus ex machina vor der Vollversammlung und bemerkte selbstgefällig, er schaue in lauter zufriedene Gesichter – zufrieden ob der neuen Obmannschaft.

# Nebenschauplätze

## *Eisenbahngeschichten*

Wer ein ganzes Leben lang ausschließlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs ist, kann schon auf etliche erzählenswerte und manchmal auch skurrile Begebenheiten zurückblicken.

Meine ersten selbständigen Straßenbahnfahrten unternahm ich im Alter von zehn Jahren, um nach Floridsdorf zum Gymnasium (damals Oberschule genannt) zu kommen, wo ich ab September 1943 die 1. Klasse besuchte. Diese Fahrten waren deshalb unangenehm, weil man jederzeit mit Bombenangriffen rechnen musste. Nach Weihnachten 1943 wurden deswegen in Wien die höheren Schulen geschlossen, und damit waren die Schulfahrten obsolet.

Nach dem Krieg, es war das Schuljahr 1945/46, verkehrten vorerst noch keine Straßenbahnen, also musste zur Überwindung der schätzungsweise sieben Kilometer von Aspern nach Floridsdorf das Rad herhalten. Etwa ab November verkehrte die Tramway wieder und das mit ziemlich ramponierten Garnituren, natürlich mit offenen Plattformen und offenen Türen und manchmal fehlenden Fenstern. Auf- und Abspringen war trotz Verbotstafeln Gang und Gäbe, besonders wenn man sich einen weiteren Weg ersparen wollte. Ich habe das ebenfalls eifrig praktiziert. Darauf bezieht sich ein netter jüdischer Witz: Was ist der Unterschied zwischen den Straßenbahnen in Wien und in Tel Aviv? In Wien steht „Auf- und Abspringen während der Fahrt ist verboten!“ In Tel Aviv hingegen „Springen Sie auf, springen sie ab! Sie werden schon sehen!“

Mein Lieblingsplatz war immer die vorderste Plattform direkt neben dem Fahrer. Ich kannte bald jeden Handgriff, der nötig war, um so ein Gefährt zu kutschieren. Einmal fehlte die Frontscheibe, draußen schüttete es und die Regentropfen rannten an des Fahrers Nase, die sehr markant war (darum habe ich mir das so gut gemerkt), ab. Übrigens haben damals die Fahrer ihren Dienst im Stehen absolvieren müssen. Viele Linien, darunter auch der von mir frequentierte 17er, wurden eingleisig geführt, und so passierte es, dass uns einmal auf diesem einen Gleis eine Garnitur in voller Fahrt entgegenkam, deren Fahrer sich gelangweilt die Gegend anschaute und erst auf ein Klingelzeichen unseres Chauffeurs aus seinen Träumen erwachte. Erst in etwa zwei Meter Entfernung kamen beide Züge zum Stillstand. Nachdem ich wieder einmal meinen Lieblingsplatz eingenommen hatte, wäre ich bei einem allfälligen

Zusammenstoß in der ersten Reihe gestanden. Dass man in der Straßenbahn auch sitzen könnte, wurde mir erst viel später bewusst.

Als sensationeller Fortschritt wurde der Einsatz ausrangierter amerikanischer Garnituren empfunden, die sogar mit geschlossenen Türen unterwegs waren. Dass diese eher locker abschlossen und dass dieser Umstand auch ein Glück sein konnte, wurde mir bei folgendem Vorfall bewusst, als ein Mann mit einem Geigenkasten in der Hand den Wagen bestieg und sich ganz plötzlich die Tür schloss und der Zug anfuhr. In diesem Moment befand sich der Mann schon im Wagen, die Hand mit der Geige aber noch im Freien. Und dabei blieb es, bis der Arme bei der nächsten Haltestelle aus seiner misslichen Lage befreit wurde, die noch viel unangenehmer gewesen wäre, hätten die Türen ordentlich geschlossen.

Mein erster Opernbesuch 1948 hatte auch mit der Tram zu tun. Nämlich insofern, als sie, wie so oft, NICHT fuhr. Die Reise von Aspern in die Innenstadt war einigermaßen aufwändig und dauerte durchschnittlich eine bis eineinhalb Stunden. Zuerst bestieg man den 317er, genannt „G’stetten-“ oder „Tschibuti-Express“, der immerhin alle 18 Minuten verkehrte und die Fahrgäste nach Kagran brachte. Damit entfernte er sich eher von der Innenstadt als sich ihr zu nähern. Die nächste Etappe führte von Kagran bis zum Praterstern und von dort konnte man mit einem Ringwagen – so vorhanden – sein Ziel erreichen. Die Reise zur Opernaufführung ging allerdings nicht so glatt vonstatten, da in Kagran kein 25er zur Weiterfahrt auftauchte. Ein Russe, also ein Besatzungssoldat, hatte Erbarmen und nahm die Leute auf der Ladefläche seines Lastwagens mit. Bequem war das zwar nicht, stellte aber immerhin die ziemlich standesgemäße und originelle Form einer Anreise zu einem Opernbesuch dar. Natürlich kamen wir (meine Schwester Gusti und ich) zu spät, mussten uns durch die Reihe zu unseren Plätzen durchkämpfen, die Leute schimpften, mit einem Wort: Ein würdiger Beginn meiner Karriere als Opernbesucher. Der Ort der Darbietung war das Theater an der Wien, das Opernhaus am Ring war noch hin. Gespielt wurde „Don Giovanni“ in einer Luxusbesetzung, was mir Jahre später erst bewusst wurde. Unser Abgang war genauso würdig wie unser Auftritt, denn um unsere letzte Straßenbahn zu erreichen, mussten wir früher das Lokal verlassen. Also drängten wir uns wieder durch die Reihe, diesmal Richtung Ausgang. Die Leute schimpften... – wie gehabt!

Verlassen wir jetzt die Straßenbahn und wenden wir uns dem Schwerpunkt dieses Kapitels, nämlich der Eisenbahn, zu.

Im Spätsommer 1946 fuhr meine Mutter mit mir nach Stainz in der

Mein allererstes Eisenbahnerlebnis hatte ich am 1. Mai 1940 im Alter von noch nicht sieben Jahren. Weil ich an Blutarmut litt, wurde meiner Mutter geraten, mit mir noch während des Schuljahres für einige Zeit auf Luftveränderung zu fahren. Das Ziel war Gutau im Mühlviertel. In Linz mussten wir in den Regionalzug umsteigen. Da noch etwas Zeit übrig blieb, setzte mich meine Mutter in ein Coupe´ und stieg noch einmal aus, um eine Zeitung zu kaufen. Inzwischen fuhr der Zug ab. Ich sah, wie sie in all ihrer Sportlichkeit versuchte, im 2 km/h Tempo dem Zug (vergeblich) nachzulaufen, während ich in voller Lautstärke „Halt, halt!“ beim Fenster hinaus brüllte. Trotzdem blieb der Zug nicht stehen. Ein älteres Ehepaar nahm sich meiner an, bis die Mama mit vierstündiger Verspätung am Zielort eintraf. Immerhin konnte sie sich die Zeit mittels Zeitungslektüre vertreiben.

Wir quartierten uns in einem Gasthof ein, dessen Wirt ein fanatischer Nazi gewesen sein muss. Als er mitbekam, dass ich den Fleischkonsum verweigerte, äußerte er sich dahingehend, er würde mich so lange verprügeln, bis ich dieses Zeug fresse. Solche Typen haben erheblich zu meiner sehr reservierten Einstellung gegenüber dem männlichen Teil der Menschheit beigetragen. Das Hauptgespräch in diesen Tagen war die Verhaftung des Ortspfarrers. Wahrscheinlich hat er nicht laut genug „Heil Hitler“ geschrien.

Damit möchte ich diesen Abschnitt schließen – ist auch schon höchste Eisenbahn!

## ***Eine „Sportlerkarriere“***

### ***Start auf dem Eis***

Der Sport hat für mich immer eine nicht unwichtige Rolle gespielt, sei es die aktive Ausübung, sei es als Beobachter.

Mein Einstieg ins Sportgeschehen fand im Winter 1939/40 auf dem Eis statt. Irgendein Bekannter meiner Eltern schleppte mich zum Mühlwasser, einem zugefrorenen Donauarm in der Lobau. Meine Ausrüstung war für heutige Begriffe kriminell. Die Schlittschuhe hatte man an normale Straßenschuhe angeschraubt, dieses Patent wurde im Volksmund „Schraufendampfer“ genannt. Weil es damals üblich war, den kleinen Buben sommers und winters kurze Hosen anzuziehen, ging ich natürlich mit einer solchen aufs Eis. Dazu trug ich Strümpfe, die mit einem Strumpfbandgürtel in Position gehalten wurden.

Zwischen Strumpfende auf der einen und Hosenende auf der anderen Seite klaffte eine Lücke von ca. 3 cm. Da schaute die nackte Haut heraus. Derart ausgestattet schickte man mich aufs Eis. Sehr bald merkte ich, dass selbiges eine sehr glatte Angelegenheit war, was zu Folge hatte, dass ich mehr auf dem Eis lag als auf den Schlittschuhen rutschte. Es bildeten sich ziemlich bald an den Hosenenden dicke Eistränder, die auf der Haut rieben. In diesem Zustand musste ich den dreiviertelstündigen Heimweg absolvieren. Auf jeden Fall war das eine gute Abhärtungsmethode, aber nur für Leute, die das aushalten.

Beim nächsten Mal stand mir schon eine Trainingshose zur Verfügung. In der Folge fuhren wir noch einige Male, aber nicht zu oft, zum Eislaufverein auf den Heumarkt, mit einer Fahrzeit von 2 Stunden hin und zurück. Eine Fortsetzung fand meine Eislaufkarriere nach dem Krieg im sehr harten Winter 1945/46. Ich besaß damals zwar eine lange Hose, aber keine passenden Schuhe. Wie das damals üblich war, verschwanden zwar dauernd irgendwelche Gegenstände, andererseits tauchten andere Dinge auf, von denen man nicht wusste, wo sie herkommen – so habe ich es zumindest in Erinnerung. Zufällig fand sich ein Paar hoher Schuhe, allerdings mit Schuhnummer 44. Meine Größe war damals 40. Also stopfte ich die „Leerstellen“ mit Zeitungspapier aus. Es war trotzdem eine sehr wackelige Angelegenheit. Die Schraubendampfer waren dazu im Verhältnis zu klein, daher musste ich die Schuhspitzen aufbiegen, um sie befestigen zu können. Dann benötigt man nur noch einen etwas gebogenen Ast als Eishockeyschläger und ein kleines Stück Holz als Puck und einem Eishockeymatch steht nichts mehr im Wege.

Dreißig Jahre später startete ich den nächsten und letzten Versuch, in diese Sportart einzudringen, diesmal mit richtigen Schlittschuhen. Dieses Comeback war kurz. Geblieben ist die Erinnerung an ein wunderschönes Eis auf dem Neusiedlersee und an eine unerträgliche Musik am Badener Eislaufplatz.

### ***Auf zwei Rädern***

Das nächste Sportgerät, das ich ausprobieren durfte, war das Fahrrad. Mit sieben Jahren bekam ich ein derartiges Gerät, allerdings einen sogenannten „Ewigtreter“, d. h. die Pedale und das Hinterrad waren mittels Kette starr verbunden, es gab somit keinen Freilauf. Natürlich konnte ich anfangs das Rad nicht in Betrieb setzen, obwohl mir ab und zu einer unserer Kellner half, das Gleichgewicht zu halten. Einmal probierte ich es allein im Hof der benachbarten Feuerwehr, einige Kinder schauten von der Gasse aus durch das Gittertor herein und bewunderten das Rad, welches für die damalige Zeit in dieser Form ein seltener Luxus war. Sie forderten mich auf, ich sollte ihnen etwas vorfahren,

sportarten waren überhaupt in erster Linie diejenigen, bei denen man einem Ball nachläuft.

## ***Fußball***

Dass es so etwas wie einen Fußballsport gibt, wurde mir im Herbst 1945 bewusst, als ich per Radio und Zeitung Berichte über Fußballspiele hörte und las. An das erste Nachkriegsländerspiel Österreich gegen Frankreich (4:1) erinnere ich mich gut. Auch auf lokaler Ebene tat sich einiges, vor allem der „Klassiker“ Aspern gegen Eßling war immer ein großes Ereignis. Besonders am Eßlinger Sportplatz. Dort gab es keinerlei Einzäunung, aus der Entfernung könnte man das ganze Areal für eine Wiese oder besser für einen Acker halten, nur zwei in der Gegend herumstehende Fußballtore ließen darauf schließen, dass es sich um eine „Sportarena“ handeln könnte. Natürlich gab es weder Tribünen noch sonst irgendwas. Die Mannschaften mussten sich hinter irgendeinem Verschlag umziehen und erreichten erst nach der Überquerung einer Hauptstraße das Spielfeld. Der Star der Eßlinger Mannschaft wurde „Bel ami“ gerufen. Wie er wirklich hieß, wusste niemand. Immer, wenn es für die Hausherrn brenzlig wurde, schrien die Zuschauer: „Bel ami! Ziag d'Schuach aus!“, worauf sich der Angesprochene seiner Fußbekleidung entledigte, die Schuhe mit Grandezza ins Publikum warf und bloßfüßig weiterspielte. Das war nämlich das Startsignal zum bedingungslosen Angriff.

Sehr konfliktbehaftet waren traditionellerweise die Begegnungen Aspern gegen Kagran oder Aspern gegen Großenzersdorf. Dabei wurde nämlich regelmäßig gerauft – egal ob auf dem Spielfeld oder im Zuschauerraum oder auf beiden Ebenen. Es war immer sehr unterhaltsam. Bei einem Match gegen Kagran auf dem Asperner Sportplatz im Jahre 1946 ging es besonders rund. Ein Kagraner beging ein schweres Foul, die Folge war ein Beinbruch des Gegenspielers, worauf der Schiedsrichter den Übeltäter ausschloss, besser gesagt ausschließen wollte, denn derjenige ging nicht ab, sondern erledigte den Schiedsrichter per Kopfstoß – ähnlich wie 60 Jahre später Zidane den Materazzi. Das war das Startsignal für einige Herren im „Zschauerraum“ (dieser bestand aus einer Böschung, vom Spielfeld lediglich durch einen ca. 120 cm hohen Holzzaun, der an einen Schrebergartenzaun erinnerte, abgegrenzt) nach einem grellen Pfiff ihres Capos über eben diesen Zaun aufs Feld zu stürmen. Diese Herren waren mit Hut und Anzug unterwegs, so sehr achtete man damals auf gute Sitten. Also diese Gentlemen schmissen einen Platzordner in den Zaun, welcher nachher ebenso wie der Ordner nicht mehr zu gebrauchen war.

Bald aber erweckte die oberste Spielklasse meine Aufmerksamkeit, vor allem

angeregt durch Sportberichte im Radio, und ich begann, meine Sympathien und Antipathien auf die einzelnen Clubs zu verteilen. Komischerweise waren mir fast alle sympathisch, nur einer nicht, der mir vor allem wegen des hässlichen und aggressiv klingenden Namens ziemlich widerwärtig erschien, und das war Rapid. Diesen Namen setzte ich nämlich gleich mit dem Eigenschaftswort „rabiät“. Mit den Augen eines Zwölfjährigen stellte ich mir die Spieler dieses Vereines als prügelnde Monster und die Anhänger als Menschenfresser vor. Ganz so schlimm war es nachher nicht, aber betrachtet man manche Details, in einigen Grundzügen schon. Ich hörte mich herum und merkte bald, dass sich sehr viel um das Gegensatzpaar Austria – Rapid drehte.

Vom Namen her lag mir Austria klarerweise näher, schließlich war ich, zumindest damals, ein glühender Patriot, schließlich war Österreich nach sieben Jahren wieder neu erstanden und der Name Austria klang eben patriotisch. Und so erweiterte ich nach und nach mein fußballerisches Wissen: Austria sei ein Nobelclub, Rapid eher das Gegenteil davon. Rapid ist eine Kämpfermannschaft – vom Kämpfen hatte jeder nach den langen Kriegsjahren genug, die Kerle sollten meiner Meinung nach spielen und nicht kämpfen. Rapid gewinnt öfter, Austria spielt attraktiv, stirbt aber des Öfteren in Schönheit. Für mich war Schönheit wichtiger als sich irgendetwas zu erkämpfen. Meine Entscheidung war daher ganz klar.

So einer wie der Sindelar konnte nur Austrianer sein. Friedrich Torberg hat ihm ein Gedicht gewidmet, welches die schöne Zeile enthält: Er spielte nur, er kämpfte nie! Für mich das Ideal eines Fußballspielers. Das pure Gegenteil war die Rapidikone Binder, der sich wie ein Stück Holz über den Platz bewegte, aber sehr viele Tore schoss. Manchmal flog der Ball samt dem Torwart ins Tor. Das war rohe Gewalt und nicht sehr nach meinem Geschmack. Ich erinnere mich gut an ein Länderspiel gegen Ungarn (4:3) Ende der 40er Jahre. Da lief besagter die längste Zeit wie ein verlorenes Huhn über den Platz, konnte kaum einen Ball stoppen und schoss die entscheidenden Tore. Ein weiterer Punkt pro Austria waren die Vereinsfarben. Während violett zu meinen Lieblingsfarben zählt, mag ich das typische Rapidgrün als Farbe nicht besonders.

Bald habe ich bemerkt, dass ich sowohl in der Schule als auch auf dem Fußballplatz oder sonst wo von lauter Rapidanhängern umgeben war. Ich verkörperte sozusagen die Minderheit, eine Rolle, die mir ohnehin liegt. Ich mag zwar diesen Ausdruck nicht, auf diese Meute passt er genau, nämlich die Bezeichnung „Fans“ (= Fanatiker). Und als extrem engstirnige Fanatiker habe ich diese Leute kennengelernt, als Rassisten, als Primitivlinge, als Machos, faschistoid und was es noch so an schönen Eigenschaften gibt. Der Kampfschrei





## Anhang

An dieser Stelle möchte ich hauptsächlich meinen Gedanken und Einstellungen zu den verschiedensten Themen freien Lauf lassen und das ganz subjektiv, ohne missionarischen Hintergedanken und im Bewusstsein, dafür kaum eine Mehrheit zu finden. Mehrheiten sind mir ohnehin eher suspekt.

### *Die Chronik meines Hauses*

Das Haus Christalnigg-Gasse 11 in Baden, erbaut im Jahre 1930, hat eine interessante Geschichte aufzuweisen. Schon der ausgefallene Name dieser Gasse beinhaltet unglaublich viele Möglichkeiten, dieses Wort falsch zu schreiben. Allein in den Anschriften von an mich adressierten Briefen schienen bisher 50 verschiedene Schreibweisen dieses Wortes auf. Nicht einmal bei Zusendungen der Gemeinde Baden ist der Gassenname richtig angeführt. Bezeichnenderweise ist auf nahezu allen Briefen aus dem Ausland meine Adresse korrekt geschrieben.

Von den Anfängen des Hauses weiß ich nur einiges von Erzählungen meiner Mutter, daher kann ich für den Wahrheitsgehalt des Nachfolgenden nicht garantieren. Der Baumeister dieses Anwesens namens Nothhaft hatte die Berechtigung, das sogenannte Kornhäuselkranz zu führen. Kornhäusel war ein bekannter Architekt des Biedermeiers, u. a. der Erbauer des Badener Rathauses und des Sauerhofes. Als Markenzeichen brachte er an den Fassaden seiner Bauten einen Kranz an. Und so ein Kranz ziert auch mein Haus, sowohl an der Straßen- als auch an der Gartenfront.

Der Bauherr soll Direktor der Hirtenberger Patronenfabrik gewesen sein und für Jagd und Orchideenzucht viel übrig gehabt haben. Als quasi Andenken daran steht bei mir auf dem Kamin ein stattlicher Hirsch aus Bronze und im Garten die Ruine eines Glashauses, das einst die Orchideenzucht beherbergte. Zur Pflege derselben und des Gartens wurde ein Gärtner gehalten und für ihn und seine Familie neben dem Herrschaftshaus das sogenannte Gärtnerhaus dazu gebaut. Nach einem Einbruch ließ der Besitzer alle Fenster vergittern und einen wehrhaften Zaun errichten. Die verworrenen Familienverhältnisse sind mir nicht ganz geläufig, aber es muss ziemliche dramatische Entwicklungen gegeben haben.

Jedenfalls blieb eine von drei Töchtern des damals aktuellen Besitzers als

Alleinerbin übrig. Diese, eine Kunstmalerin, verliebte sich in den Chauffeur ihrer Eltern, einen Jagdflieger des 1. Weltkrieges, den sie völlig unstandesgemäß heiratete, sozusagen Großbürgertum gegen Proletariat. Dieser Herr fühlte sich in ein goldenes Nest gesetzt und nützte das auch weidlich aus. Er war Liebhaber des Alkohols, und als Villenbesitzer fand er es unter seiner Würde, in das nicht ganz 100 m entfernte Gasthaus zu Fuß zu gehen. Deswegen ließ er sich vom Josefsplatz einen Fiaker kommen, der ihn ans Ziel brachte. Infolge des Nichtvorhandenseins von Barem blieb ihm aber im Laufe der Zeit nichts anderes übrig, als auf das Hausinventar zurückzugreifen, um damit seine Zahlungen zu tätigen. So lud er z. B. einen Teppich auf, fuhr in sein Lokal und hielt dort die ganze Runde aus. Auf diese elegante Weise war das ehemals sehr prächtig eingerichtete Haus bald leer und nicht mehr zu halten. In der Nazizeit wurde die ganze Liegenschaft an die Wehrmacht vermietet, die dort ein Munitionsdepot einrichtete. Das Besitzerpaar zog nach Aspern und bewohnte eine Bretterbude nahe der Lobau. Nachdem meine Eltern bekannterweise ein Gasthaus führten, war der Herr Neumann natürlich auch bald Gast bei uns und versuchte nach guter alter Sitte, die Kosten für seine Promille nicht in bar, sondern durch Hinterlegung von Aquarellen seiner Frau zu begleichen. Von diesen war meine Mutter auf Anhieb begeistert und sie wünschte, die Malerin kennenzulernen.

Das war eine vornehme, kultivierte Dame, die überhaupt nicht zu diesem Mann passte. Zwischen ihr und meinen Eltern entwickelte sich eine lange Freundschaft. Sie bekam den Auftrag, uns drei Kinder zu porträtieren. Ich war damals achteinhalb Jahre alt, Brigitte erst eineinhalb. Außerdem kauften ihr meine Eltern viele Bilder ab. Noch während des Krieges starb ihr Mann. Ihr Nachbar, ein rechtschaffener, aber sehr einfacher Mensch, ein Pole, half ihr über diese Zeit hinweg und ging ihr bei der Bewältigung des Alltags zur Hand. Aus Dankbarkeit heiratete sie ihn später. Also wieder einen tief unter ihrem geistigen Niveau stehenden Mann.

Inzwischen war der Krieg zu Ende. Damit ging auch im Badener Haus ein Wechsel vor sich. Die Deutsche Wehrmacht zog notgedrungen aus und vice versa die Rote Armee ein. Allerdings ohne Mietvertrag. Alles war damals herrenloses Gut! In dieser Situation bot – um einmal ihren Namen zu nennen – Frau Mathilde Neumann/Olzyk geb. Lampa meinen Eltern die Liegenschaft zum Kauf an. Preis: Leibrente und Übernahme der Schulden. Das war ein äußerst günstiges Angebot, aber auch riskant. Kein Mensch wusste im Jahre 1947, wann wieder so etwas wie Normalität eintreten würde. Die Frau Olzyk wollte niemandem anderen als meinen Eltern das Haus überlassen, und diese wiederum wollten ihr auf diese Weise helfen. Und so wurde die Übergabe perfekt.

Seitdem fuhr meine Mutter einmal pro Monat in Sachen Haus nach Baden zur Sowjetischen Kommandantur. Als die Russen 1955 abzogen, hinterließen sie mehr oder weniger eine Ruine und im Garten ein Tiergerippe – höchstwahrscheinlich haben sie einen Ochsen am Spieß gebraten – und außerdem noch eine nicht explodierte Brandbombe.

Nun erhob sich die existenzielle Frage, was in dieser Lage zu tun wäre. Durch das Verschwinden der Besatzungsmächte wurden plötzlich viele Wohnobjekte frei und etliche Leute, die in diesen anarchischen Zeiten irgendwie zu Geld gekommen waren, glaubten, günstig Immobilien, die hohe Wertsteigerungen erhoffen ließen, zu erhaschen. So wurden auch wir mit Kaufanträgen überschüttet. Der damalige Bundeskanzler Raab soll dem Vernehmen nach auch sein Interesse bekundet haben. Es war wirklich eine sehr schwere Entscheidung. Einerseits hatte Frau Olzyk explizit unserer Familie das Haus anvertraut und wir wollten sie nicht enttäuschen, indem wir es bei erstbestener Gelegenheit verscherbelten. Andererseits war unsere finanzielle Lage sehr prekär. Trotzdem wurde beschlossen, das Haus renovieren zu lassen, als Fremdenpension einzurichten und das kleine Gärtnerhaus zu vermieten. Die Mieter, ein älteres Ehepaar, sollten außerdem die Pension betreuen. Das ging knappe zehn Jahre lang ganz gut, dann steigerte sich der Alkoholkonsum des Herrn M. dermaßen, dass er diese Phase nicht mehr lange überlebte. Die Frau baute geistig total ab. Später fanden wir bei der Renovierung des Gärtnerhauses zwei Parteibücher des Herrn M.: Eines der Nazipartei und ein anderes, noch vor Kriegsende ausgestelltes, der Kommunistischen Partei Österreichs. Er wollte, scheint's, in jeder Lage auf Nummer sicher gehen.

Anfang der Sechzigerjahre übergaben die Eltern der Gusti das Geschäft in Aspern und zogen sich nach Baden zurück. Von da an führten sie die Pension in Eigenregie weiter. Die Frau Olzyk war inzwischen verstorben. Ich selbst zog nach unserer Hochzeit gemeinsam mit meiner Frau Inge ins Gärtnerhaus, nachdem wir den ganzen Sommer am Umbau gearbeitet hatten. Wer jetzt glaubt, dass wir in ein bequemes Nest eingezogen wären, irrt gewaltig. Wir wohnten auf einer Baustelle, die erst nach Monaten einer Behausung ähnlich sah. Mit unseren beschränkten finanziellen Mitteln waren wir gezwungen, alles möglichst selbst zu bewerkstelligen. Die Platzverhältnisse könnte man als beengt bezeichnen, besonders dann, als wir uns zu einer vierköpfigen Familie auswuchsen. Eines der vielen Paradoxa meines Lebens: Zu viert wohnten wir auf 59 m<sup>2</sup>, jetzt, wo ich allein bin, kann ich mich auf über 200 m<sup>2</sup> ausbreiten. Die drei Zimmer des ersten Stockes stehen den Söhnen zur Verfügung.

Nach dem Tod der Eltern (1976 bzw. 1979) fiel die Liegenschaft zu gleichen

Meldung geflissentlich übergangen.

Einen Teil seiner Einkünfte bezieht Bernhard wie schon oben erwähnt aus dem Djembenbau. Da europäische Ziegenfälle dafür nicht geeignet sind – die reißen zu leicht – muss er selbige aus Afrika importieren. Laut einem neuen EU-Erlass ist das nicht mehr erlaubt. Damit wird ihm eine weitere Erwerbsmöglichkeit genommen. Wo bleibt da die Gewerkschaft?

Reinhard's Laufbahn verlief geradliniger. Gleich nach seiner mit gutem Erfolg bestandener Matura absolvierte er den Zivildienst bei der Badener Feuerwehr. Dort verblieb er noch zwei Jahre freiwillig. Inzwischen hätte er genug Zeit zum Nachdenken gehabt, wie es weitergehen sollte. Trotzdem konnte er keinen Entschluss fassen. Immer wieder fragte ich ihn, ob er sich schon für etwas entschieden hätte – vergeblich. Eines Tages, es war der letzte Tag der Inskriptionsfrist der Wiener Hochschulen, kam er nach Hause und verkündete strahlend: „Ab heute bin ich Student!“ Jetzt war ich natürlich gespannt, welchen Studienzweig und welches Fach er gewählt hatte, denn eindeutige Präferenzen hat er nicht erkennen lassen. Es war das Fach Informatik an der TU, ein Gebiet, welches mir persönlich ferner liegt als der Mond. Ich vermute, die Tatsache, dass viele seiner Freunde das Gleiche studierten, hat den Ausschlag gegeben.

Mit ihm habe ich mich weniger auf musikalischer als auf sportlicher Ebene getroffen. Wir spielten oft Fußball und Tischtennis im Garten sowie Darts. Jetzt ist seine Lieblingssportart Beachvolleyball. Das spielt er konstant einmal pro Woche. Während des Studiums trat er regelmäßig als Discjockey auf (Fachgebiet Techno), was er auch jetzt noch fallweise tut. Er besitzt eine umfangreiche Spezialplattensammlung. Das Studium selbst verlief problemlos, zuletzt war er Tutor. Ziemlich schnell nach der Sponson zum Diplomingenieur fand er eine entsprechende Anstellung.

Das Wichtigste für mich ist, dass Beiden ein glückliches und zufriedenes Leben vergönnt sein möge.

## ***Gesundheit***

Nestroy soll gesagt haben: Krankheiten gibt's viele, Gesundheit gibt's nur eine. Wenn letzteres auf mich zutreffen würde, könnte ich mir den folgenden Abschnitt sparen.

Meine gesundheitliche „Karriere“ begann nicht sehr vielversprechend. Zwar

hatte ich außer den Masern keine Kinderkrankheit, war jedoch blutarm und jeden Herbst mit einem Bronchialkatarrh gesegnet. Meine Neigung zu eitrigen Zahnwurzeln machte sich schon im Alter von acht Jahren bemerkbar. Da entwickelte sich am Unterkiefer links eine große Eiterbeule, die nach ca. zwei Wochen, knapp bevor sie geschnitten werden sollte, platzte. Das war eine eklige Angelegenheit.

Solche Dinge passierten immer wieder, wenn auch nicht immer in dieser krassen Form, z. B. während der Schweizer Theatertournee, während eines Schikurses, während meines Romaufenthaltes, etc. Von den Asthma-Jahren habe ich schon erzählt. Die alljährlichen Anginen wurde ich erst als 40-jähriger nach einer Mandeloperation los. Meine gesündeste Periode durchlebte ich vom fünfzigsten bis zum sechzigsten Lebensjahr. Bis dahin litt ich von Jugend an an permanenten quälenden Kopfschmerzen, vor allem nachts. Oft stand ich um zwei Uhr auf, weil ich es im Bett nicht mehr aushalten konnte und ging stundenlang im Garten im Kreis. Diese Zustände hörten nach dem fünfzigsten Lebensjahr aus unerfindlichen Gründen schlagartig auf und kehrten nie wieder. Heute weiß ich gar nicht mehr, wie sich Kopfschmerzen anfühlen.

Obwohl ich nie gerne in die Sonne gegangen bin, entwickelte sich 1992 ein Melanom am rechten Unterarm. Es war Gott sei Dank noch sehr klein, wurde herausgeschnitten, zehn Jahre beobachtet und dann war auch diese Angelegenheit erledigt. Seltsamerweise hat mich das Ganze nicht sonderlich aufgeregt.

Einige Verletzungen habe ich mir beim Basketball zugezogen. Einmal war nach einem falschen Schritt der rechte Meniskus vorne abgerissen und hinten eingeklemmt. Nach den damaligen Gepflogenheiten hat man ihn zur Gänze herausgeschnitten. Ein andermal war es eine Zerrung im linken Knöchel, die man, und das war eine völlig unnötige Aktion, mit einem Gipsverband zu beheben versuchte. Dadurch wurden die Venen dieses Beines beleidigt und das mit fatalen Folgen. Denn Jahre später, am Vorabend eines der „heiligen Freitage“ (das war der wöchentliche Basketballtermin), spürte ich während eines Konzertes am Abend zuvor, bei dem auch ein Stück von mir aufgeführt wurde, in der linken Wade ein Ziehen, das sich am nächsten Tag so weit verstärkte, dass ich das Knie nicht mehr abbiegen konnte. Trotzdem setzte ich mich aufs Rad, konnte aber nur mehr einbeinig treten. Dann überlegte ich noch, ob ich jetzt zum Basketball gehen sollte oder zum Arzt. Schweren Herzens entschied ich mich für den Arzt. Nach zweistündigem Aufenthalt im Wartezimmer sagte dieser nur: „Packen sie das Zahnbürstl ein und fahren sie sofort ins Spital.“ Dort wurde eine tiefe Bein thrombose diagnostiziert. Seitdem bin ich leider genötigt, Stützstrümpfe zu

vielleicht nicht unbedingt nötig gewesen. Zumindest zwei Fehler muss man ihm ankreiden: Er hätte nicht vier Nazis in seine Regierung aufnehmen dürfen, und seine Aussage zum Ergebnis des bisher erfolgreichsten Volksbegehrens – dass die große Mehrheit nicht unterschrieben hätte – das finde ich die reinste Demagogie. Damit wird jedes weitere Volksbegehren obsolet.

Ankündigungen, zukünftig kantigere Wahlkämpfe zu führen, lassen Schlimmes befürchten. Nämlich weniger das Positive des eigenen Programms herauszustellen als den Gegner mit Dreck zu bewerfen – eine unappetitliche und unsympathische Vorgangsweise nach amerikanischem Muster. Wenigstens weiß man, wer absolut unwählbar ist.

## ***Medien***

### ***Zeitungen***

Schon in den Endphasen des Krieges war ich eifriger Zeitungsleser und Radiohörer, letzteres in erster Linie von sogenannten Feindsendern. Der Nazipropaganda glaubte ich kein Wort. Die erste Radiomeldung über das Attentat vom 20. Juli 1944 „Die Vorsehung rettete den Führer“! habe ich noch im Ohr. Auch ein Zeitungsfoto zwei Tage später sehe ich noch vor mir, welches Hitler im Kreise von Offizieren zeigt, darunter Oberst Stieff, einen der Verschwörer. Der Text dazu lautete: „Stieff grinst den Führer zynisch an.“ Ich dachte mir, zwei Wochen früher hätte man wahrscheinlich lesen können: „Stieff lächelt den Führer bewundernd an.“ So etwas wie der „Völkische Beobachter“ wurde von uns nicht gelesen, musste aber im Geschäft aufliegen.

Unmittelbar nach dem Krieg gab es vorerst nur zwei Blätter zur Auswahl, das „Neue Österreich“ und die „Österreichische Zeitung“, letztere von der sowjetischen Besatzungsmacht herausgegeben und daher von mir ebenfalls nicht gelesen. Später kamen der „Kurier“ der Amerikaner und die „Welt-presse“ der Engländer dazu. Ich entschied mich für den Kurier und da ich bedauerlicherweise ein treuer Mensch bin, beziehe ich dieses Blatt noch heute neben „Presse“ und „Wiener Zeitung“. Was sich sonst noch auf dem österreichischen Zeitungsmarkt tut, ist zu einem erheblichen Teil eine ausgesprochen grausliche Angelegenheit. Was da verharmlosend „Boulevard“ genannt wird, sind in Wirklichkeit Hetz- und Schundblätter, die leider größte Verbreitung finden und durch ihre eher primitiven Inhalte gezielte Volksverblödung betreiben. Vor etlichen Jahren existierte ein Blatt namens „Täglich Alles“. Dieses

wurde von klugen Leuten zu Recht „Klänglich Alles“ genannt und ist gottlob bald verschwunden.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass, was nichts kostet auch nichts wert ist, braucht man sich nur die auf den Bahnhöfen aufliegenden Gratisblätter anschauen. Schon angesichts der Schlagzeilen wendet sich der Gast mit Grausen. Trotzdem nehmen nahezu alle Leute diese bedruckten Papiere in die Hand, die meisten lesen darin und, obwohl es schwer nachvollziehbar ist, werden manche sogar das, was da drinnen steht, auch noch glauben. Die Klientel dieser Blätter zeichnet sich auch dadurch aus, in den Eisenbahn- und U-Bahnwagons diese auf den Sitzen und am Boden liegen zu lassen und dadurch zur Verzierung der Umwelt beizutragen. Das eines dieser Presseerzeugnisse den gleichen Namen trägt wie unsere Republik ist eine aufgelegte Beleidigung. Eigentlich sollte der Staat wegen Verächtlichmachung klagen. Mir fiele ein treffender Werbespruch für diesen Schund ein: Krone, Heute, Österreich machen alle Hirne weich! Im Grunde sollten die Herausgeber dieser Postillen dafür zahlen, dass sich jemand überhaupt dazu herablässt, diesen Dreck in die Hand zu nehmen.

Die Hetzkampagnen der sogenannten „Krone“ erinnern mich an den „Stürmer“ des Julius Streicher. Immerhin hat mir das Blatt die Entscheidung leichter gemacht, bei der Bundesheerabstimmung für die Wehrpflicht zu votieren, denn wenn diese Zeitung so vehement für eine Sache eintritt, löst das bei mir automatisch einen Gegenreflex aus. Ich stelle mir manchmal vor, in etwa 1000 Jahren sind sämtliche historischen Belege aus unserer Zeit verloren gegangen und die einzige vorhandene Quelle wäre eine Gesamtausgabe der Kronenzeitung. Wie würden die zukünftigen Historiker unsere Zeit deuten? Wenn sie von allem, was sie da aufgezeichnet finden, das Gegenteil annehmen, lägen sie wahrscheinlich richtig. Bedenklich ist nur, wenn ein hoher Politiker die Kronenzeitung fragen muss, wie er regieren soll. Beim Zeitungslesen verfolge ich ein eigenes Ritual. Zuerst wird der politische Teil in Augenschein genommen, besonders was das internationale Geschehen betrifft. Dann folgt die Sportabteilung, sehr selektiv, natürlich unter völliger Ignorierung des Motorsports. Beim Kulturteil muss ich ebenfalls etliches, allzu populäres ausklammern. Den Abschluss meiner Zeitungslektüre macht der Chronik-Teil. Die Seiten für Wirtschaft, Gesellschaftstratsch, etc. wandern ungelesen in die Altpapiertonne. Bei Werbeeinschaltungen bemühe ich mich, so darüber hinweg zu schauen, dass ich gar nicht weiß, worum es überhaupt geht.

Noch ein Umstand stört mich einigermaßen: In vielen Zeitungen findet man auf den Kulturseiten Berichte über Pop und Schlager-Musik. Diese Sparten haben meiner Meinung nach mit Kultur oder Musik nur wenig zu tun. Das sind reine

zu sprechen. Es gibt Richtungen, denen ich einfach nichts abgewinnen kann. Dazu gehören: M-ta-ta-Musik, Stempelmusik, Operette, Musical, italienische Belcanto Opern, Wienerlieder und der ganze Bereich der Kommerzmusik. Bei den meisten dieser Erzeugnisse reicht die Abneigung bis in die frühe Jugend zurück. Sollte ich so schlimm gewesen sein und einmal in der Hölle landen, so kann meine härteste Strafe nur darin bestehen, für alle Ewigkeit die Ergüsse eines Herrn Jürgens anhören zu müssen. Über meinen Sohn Bernhard habe ich die afrikanische und überhaupt die ethnische Musik kennengelernt und empfinde das als eine richtige Bereicherung und Horizonterweiterung.

Es gab auch einzelne Stücke, die mir ausnehmend gut gefallen haben, z. B. aus den 40er und 50er Jahren „La Mer“ (nicht zu verwechseln mit Debussy!), gesungen von einem Herrn Charles Trenet oder etliche Jahre später Celentanos „Azzurro“. Die Beatles habe ich nicht zur Kenntnis genommen. Eine erste und letzte Begegnung fand auf einer Skihütte statt. Dort kamen mancherlei akustische Schwingungen aus dem Lautsprecher, z. B. irgendwas von einem Yellow Submarine. Ich empfand das als ziemlich überflüssige Aneinanderreihung von Tönen. Man hat mir gesagt, das wären die Beatles. Aha.

Wenn ich unbekannte Musik erstmals höre, gehen mir zwei divergierende Gedanken durch den Kopf. Im positiven Fall: Das möchte ich gerne nochmals hören, bzw. schade, dass das nicht ich geschrieben habe. Oder andersrum: So etwas möchte ich nie wieder hören bzw. Gott sei Dank hab nicht ich diesen Mist geschrieben.

Schon seit Jahren fällt auf, dass sowohl im Konzert- als auch in Radio-programmen ein Komponist eine auffallend dominierende Stellung einnimmt, nämlich Schostakowitsch. Bestimmt ein guter Komponist, aber um so vieles besser als manche weit seltener aufgeführte Kollegen ist er auch wieder nicht. Mich stören vor allem die vielen Banalitäten und die zeitweise grelle Instrumentierung. Dabei haben mir drei seiner Werke ausgesprochen gut gefallen: Eine frühe Streichersinfonie, die Musik zu einem Hamletfilm und die geniale Oper „Lady Macbeth von Mzensk.“ Trotzdem halte ich vergleichsweise von Prokofieff wesentlich mehr. Sehr beeindruckt hat mich seine fast nie gespielte Oper „Der Spieler“, vor allem wie er aus einem Nichts an Text ein attraktives Werk gestaltet hat. Viele andere Komponisten aus dieser Epoche, die fast gar nicht gespielt werden, würde ich eindeutig über Schostakowitsch stellen, vor allem Hindemith, der derzeit sehr unter seinem Wert gehandelt wird, oder Frank Martin, von dessen Oper „Der Sturm“ ich die Uraufführung auf Stehplatz erleben durfte, einer der stärksten Eindrücke meiner Stehplatzkarriere. Die wunderbare Inszenierung sehe ich jetzt noch vor mir. Die Musik,



obwohl ich sie nur einmal und das vor Jahrzehnten gehört habe, ist in meiner Vorstellung haften geblieben. Abgesehen von den Klassikern Bartók und Strawinsky spricht mich die französische Musik sehr an, natürlich Debussy und Ravel, aber daneben noch eine Reihe anderer, wie Francis Poulenc oder auch Ernest Chausson. Sehr wenig hingegen geben mir mit Ausnahme Benjamin Brittens englische Komponisten dieser Epoche. In diese Kategorie würde ich auch Sibelius einordnen. Ganz oben in meiner Beliebtheitskala stehen, wenn wir schon von der Englischen Musik sprechen, hingegen John Dowland und Henry Purcell, sowie weiter südöstlich angesiedelt Gesualdo und die Renaissancekomponisten generell.

Ein fragwürdiges Unterfangen ist es, Musik in verschiedene Kategorien zu pressen, wie z. B. in E-(rnste) und U-(nterhaltungs) Musik. Wo ist da die Grenze zu ziehen? Wäre Mozarts „Dorfmusikantensextett“ als „Ernste Musik“ einzustufen?

Was jetzt alles unter dem Wort „Klassik“ segelt, hat damit im ursprünglichen Wortsinn meist nichts zu tun. Es ist in erster Linie ein Stilbegriff und bezeichnet die Hochblüte einer Kunstrichtung, deren Ideal die Ausgewogenheit von Inhalt und Form auf höchster Ebene darstellt. Nicht umsonst sprechen wir von der klassischen Antike, von der klassischen Musik mit deren Hauptvertretern Haydn, Mozart, Beethoven. Zu meiner Studienzeit wurden Bartók, Hindemith und Strawinsky als die „Klassiker der Moderne“ bezeichnet. Im jetzigen Sprachgebrauch wird „Klassik“ als Gegensatz zu Pop und Kommerzmusik angewendet und dürfte eine Erfindung der Schallplattenindustrie sein.

Die bildende Kunst erlebte um das Jahr 1500 ihre klassische Epoche. Ich stelle mir oft vor, wie es aussehen würde, hätte man alle Maler und Bildhauer, die in diesem Jahr gelebt haben, aus der Kunstgeschichte gestrichen!

Auch das Wort „zeitgenössisch“ wird oft missverständlich gebraucht. Es sagt nur aus, dass ein Produkt, sei es ein Avantgarde-Stück oder ein Meisterwerk des DJ Ötzi, weder in der Vergangenheit noch sonst irgendwann entstanden ist, sondern zur Jetztzeit, und dass dieser Begriff weder eine stilistische noch eine qualitative Aussage beinhaltet. Wenn ein Jungkomponist feststellt, dass für ihn Musik des 13. Jahrhunderts wie zeitgenössische Musik klingt, müsste er präzisieren, ob er jetzt den Ötzi oder die Elektronik meint.

Viele werden das Gefühl kennen, wenn einem bei gewissen Stellen eine Gänsehaut den Rücken hinunterläuft. Früher ist es mir in den langsamen Sätzen der 7. und 8. Sinfonie von Bruckner ergangen und auch, wenn ich diese Stellen, meist am Höhepunkt einer großen Steigerung, schon x-mal gehört habe, fühle

ich mich noch immer wie in eine andere Welt versetzt. Auch kunstvolle Modulationen können den Hörgenuss beträchtlich bereichern, z. B. bei Mozart im 2. Satz der Es-Dur Sinfonie KV 543, Takte 142/143 allein von zwei Klarinetten, oder im Don Giovanni, Duettino „La ci darem“, Takte 56/57 nur von 1. und 2. Violine ausgeführt. Mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen werden in je zwei Takten verschiedenste Tonarten berührt und alles landet zielsicher dort, wo es hingehört. Es gibt Komponisten, die oft Sextakkorde so lange chromatisch parallel aufwärts führen, bis sie endlich in der gewünschten Tonart angelangt sind; eine ziemlich primitive Angelegenheit.

Eine der kunstvollsten aller Modulationen findet sich in Mozarts C-Dur Sinfonie KV 551 im letzten Satz, Takte 219 – 224 (Rückführung zur Reprise). Was sich in diesen sechs Takten tut, muss jeden Hörer vom Sitz reißen. In der Alpensinfonie gibt es eine Stelle, die mir ebenfalls immer durch und durch geht, und zwar ist das der 5. Takt nach Studierziffer 83. Dort erklingt zwar nur ein simpler Quartsextakkord, die klangliche Wirkung beruht jedoch in erster Linie auf der geballten Schallkraft von acht unisono geführten Hörnern.

Eine Aufführung des Bach'schen Choralvorspiels „Jesu, du bist meine Freude“ durch ein Brassquintett in einer schönen Sommernacht vor der Leipziger Thomaskirche im Bach-Jahr 2000 war hingegen schon von der ganzen Stimmung her ein einmaliges Erlebnis.

Immer schon berührt hat mich der Beginn des 3. Satzes der Gran Partita KV 361 von Mozart. Schon der erste Oboeneinsatz erzeugt eine ganz besondere Stimmung, die dann bei der Übernahme durch die Klarinette noch verstärkt wird und den ganzen Satz hindurch unvermindert anhält. Und das mit einfachsten Mitteln, mit ein paar Tönen stufenweise von der Quint zum Grundton hinunter. Vielleicht liegt das an der Lage dieser Töne, möglicherweise wäre die Wirkung nicht so eindringlich, wenn diese Passage etwa eine Quart höher oder tiefer angesetzt wäre.

Glücklicherweise ist in der Musik nicht alles rationell erklärbar.

*FINIS*

*17. April 2013*

## Nachwort

Als ich eineinhalb Jahre nach dem Beginn an diesen Aufzeichnungen genau am zweiten Todestag meiner Schwester Gusti und nach 626 Manuskriptseiten – diese Zahl ist die letzte im Köchelverzeichnis und steht für das Mozart-Requiem – mein *FINIS* darunter schreiben konnte, fühlte ich mich sehr erleichtert. In der Rückschau habe ich alles im Zeitraffer noch einmal durchlebt, die wenigen Höhepunkte und die vielen Tiefpunkte, was ich alles hätte besser machen müssen, das war schon einigermaßen belastend. Persönliche Meinungsäußerungen entsprechen denen, die ich im Zusammenhang mit den geschilderten Begebenheiten vertreten habe. Sie müssen mit meinen aktuellen Positionen nicht unbedingt übereinstimmen. Ein Tagebuch habe ich nie geführt, einen Zettelkatalog habe ich ebenfalls nicht angelegt, ich musste mich allein auf mein Gedächtnis verlassen. Mir würden noch unendlich viele Dinge einfallen, aber irgend wann muss ich wohl Schluss machen. Die Übertragung der etwas chaotischen handschriftlichen Urfassung in eine leserliche per Computer nahm 40 Sitzungen zu je 3 Stunden bzw. fast auf den Tag genau ein Jahr in Anspruch.

Im Laufe eines langen Lebens lernt man viele wohlwollende Menschen und überzeugte Förderer kennen, die einem leider nach und nach abhanden kommen und man bald allein übrig bleibt und unweigerlich vergessen wird. Genau konnte ich beobachten, wie der Sender Ö1 mit meinen runden Geburtstagen umgegangen ist. Ab dem 60. bis zum 75. waren es durchwegs sehr innovative und die ganze Sendezeit ausfüllende Darbietungen, für den 80. Geburtstag blieben gerade noch verhungerte vier Minuten übrig. Ich gebe mich keinen Illusionen hin, was einmal mit meinen Werken geschehen wird. Die Manuskripte – über 100 liegen schon in der Nationalbibliothek – werden irgendwann und irgendwo verstauben und verrotten.

Fazit: Gemessen an den sehr begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten habe ich vielleicht, von außen gesehen, im Leben Einiges erreicht. Gemessen an meinen Fähigkeiten, die ich leider nur sporadisch nützen konnte, fällt die Bilanz eher sehr bescheiden aus.

## Fotoanhang





# FERDINAND WEISS

## MAGISTER ARTIUM

geboren am 6. Juni 1933 in Wien

### STUDIEN

1951 Matura am RG. XXI in Wien. Einige Semester Universitätsstudium (Geschichte, Musikwissenschaft). Ab 1953 Studium an der damaligen Akademie (später Hochschule, jetzt Universität) für Musik und darstellende Kunst in Wien. Chorleiterschule, Musiktherapie, 1962/63: einjähriger Studienaufenthalt in Rom (Stipendium der Akademie der Wissenschaften)

### DIPLOME

1958 Komposition (bei Otto Stiegl, mit Abgangspreis)  
1960 Dirigieren (bei Hans Swarovsky, mit Abgangspreis)  
1961 Flöte (bei Hans Resznicek)

### TÄTIGKEITEN

Nach Beendigung des Studiums freiberuflich als Komponist, Dirigent, Theaterkapellmeister und Flötist tätig. 1967-75 Lehrtätigkeit an der MS III der Stadt Wien (Flöte, musiktherapeutische Fächer, Kammermusik, Ensemble). 1970-98 Musikprofessor an der Pädagogischen Akademie in Baden (Klavier, Flöte, Blockflöte, Musiktheorie, Tonsetz, Instrumentenkunde, Gehörbildung, Ensemble). 1972-87 Leiter der ArGe NO. Komponisten, in dieser Funktion 1973 Gründung einer Konzertreihe zur Förderung NO. Komponisten, die 1989 in den „Zeitgenössischen Herbst“ mündete. 1989 Gründungsobmann der INÖK (bis 1987, dann Vorstandsmitglied).

### WERKE

Erste Kompositionen 1955. Das Werkverzeichnis umfaßt über 200 Nummern, vor allem Orchesterwerke (u.a. Sinfonien, „relazioni variabili“, „...à la fin...“ Solo-Konzerte mit Orchester), Stücke für Kammerorchester, zahlreiche Kammermusikwerke in verschiedensten, oft ausgefallenen Besetzungen, Lieder und Unterrichtsliteratur.

### AUFFÜHRUNGEN

Über 1400 Aufführungen sowie Rundfunksendungen, außer in Österreich (in allen Bundesländern mit Ausnahme von Vorarlberg) noch in Deutschland, Italien, Frankreich, Schweiz, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Polen, Spanien, Portugal, Norwegen, Schweden, Finnland, Rumänien, Bulgarien, Niederlande, Belgien, England, Türkei, Syrien, Ägypten, Aserbeidschan, USA, Kuba, Argentinien, Peru, Australien; darunter in den Metropolen New York (Carnegie Hall), London, Berlin, Budapest, Stockholm, Buenos Aires (Teatro Colon), Moskau u.a.m., Uraufführungen u.a. in Paris, Rom, Prag, Kairo (Opera House), New York. *5. Okt. 1987*

### PREISE

1957: Preis für das 1. Streichquartett (Kompositionswettbewerb zum 225. Geburtstag von J. Haydn)  
1958: Preis für die 1. Sinfonie (Jubiläumswettbewerb der Wiener Musikakademie)  
1960: Preise für Chorwerke in den USA (Te Deum) und in Deutschland  
1966: Preis der Wiener Musikhochschule für die „Abendmusik für Bläserquartett“  
1980: Preis für eine Festfanfare  
1990: Preis für „Bruchstück für 12 Saxophone“  
1992: Preis für „Bruchstück für das 6. Streichquartett“  
1993: Special Commendation VMW-Recording Award für „Relazioni variabili“

1996: Preis NO. Färlärenwettbewerb  
1996: Förderungspreis der Stadt Wien  
1995: Förderungspreis des Wiener Kunstfonds für ein Nonett  
1970: Förderungspreis des Landes NO  
1971: Förderungspreis der Stadt Baden  
1972: Staatlicher Förderungspreis für die 2. Sinfonie  
1984: Würdigungspreis des Landes NO  
1987: Kulturpreis der Stadt Baden

*2009: PREIS f. d. 7. STEICHQUARTETT, KOMPOS. WETTBEW. ZUM HAYDN JAHR 2009*

### TONTRÄGER LP

Konzertstück für Oboe und Streichorchester, Preisler Rec. (Zeitgen. Österr. Musik) SPR 100

### TONTRÄGER CD

Relazioni variabili für großes Orchester, VMW 3023 / Music from six Continents Saxo-Akkordiolonia, Extraplatte acco music Ex 252 095-2 (Alfred Mellichar)  
Eine musikalische (S) Tiergeschichte, KKM CD 6014-2 (Kinderklang)  
Hommage a Bach für Flötensextett, Rich Art Rec. RA 02004 (Vienna Flautists)  
Die zerfallene Maus, Ensemble Placare 2002 (Prod. by Ens. Placare)  
Amaedeania, Takt-Records LC 02319, Best.Nr. P.J.T. 3163 (Accort – Das Blockflötenquartett)  
Flute en miniature – die Flöge – Reglime – Trio infernale für Blockflötenrio, 1990 Tuning Pro

*TUN79002-2 (Badener Blockflötenensemble)  
SECOND GOLD PIECE (HD) 2017. RICH ART RECORDS  
RA 12-906*

### VERLAG

Döblinger – Wien/München  
Engels – Mühldorf/Ruhr  
Edition Contemp-art – Wien  
Apoll-Edillon – Wien  
NO-Edillon – Wien  
Hermann Schneider – Wien  
Reischl – Obermühlbach  
Tonger – Köln  
Apollon Musikoffizin Austria – Wien  
Koch Verlage – Hötten

ÖSTERREICHISCHER WETTBEWERB FÜR DIE KOMPOSITION  
VON STREICHQUARTETTEN ANLÄSSLICH DES 225. GEBURTSTAGES  
JOSEPH HAYDENS

---

# URKUNDE

DIE BURGENLÄNDISCHE LANDESREGIERUNG HAT  
HERRN

**FERDINAND WEISS**

FÜR SEIN ZUM ÖSTERREICHISCHEN WETTBEWERB FÜR DIE  
KOMPOSITION VON STREICHQUARTETTEN EINGEREICHTES WERK  
AUF VORSCHLAG DER JURY DEN

**ERSTEN PREIS**

ZUERKANNT

EISENSTADT, AM 24. OKTOBER 1957

FÜR DIE LANDESREGIERUNG:

*Karl Brühl*

LANDESRAT

*Zwölfer*

LANDESHAUPTMANN

Wien, 26. 3. 62

Empfehlungsschreiben

betr. Ansuchen des Herrn Ferdinand Weiss  
um das Rom - Stipendium.

Herr Ferdinand Weiss zählt zu den begabtesten und profilierten Komponisten der jungen Generation Österreichs. Er hat im Jahre 1958 die Komponistenreifeprüfung abgelegt und erwies sich hierbei als überlegener Könnler, einfallsreicher und phantasievoller Musiker ( Weiss ist außerdem ein vorzüglicher Flötist, guter Klavierspieler und er hat auch die Kapellmeisterschule der Akademie mit bestem Erfolg absolviert ), der trotz seiner Jugend bemerkenswerte stilistische Sicherheit und originale Ausdruckskraft zeigte.

Seine Kompositionen ( Symphonie, 2 Streichquartette, eines davon beim Burgenländischen Wettbewerb preisgekrönt, Streichtrio, Flötenmusik, Bratschensonate und Chöre ) sind seither wiederholt erfolgreich aufgeführt worden. Sie zeichnen sich durch Klarheit, gediegenen Satz, Klangsinn und moderne Haltung aus, die aber weder die Tonalität, noch die heimatische Tradition verleugnet.

Ich bin überzeugt, daß Herr Weiss des Romstipendiums voll und ganz würdig wäre; der Studienaufenthalt würde seine schöpferischen Anlagen befruchten und seinen künstlerischen Horizont erweitern. Es ist aber auch gewiß, daß er als charaktervoller Vertreter der österreichischen Komponistenjugend für unsere Musikkultur ehrenvoll abschneiden würde, zumal auch seine menschlichen Eigenschaften höchst gewinnend sind, denn er ist ernst, zuverlässig, strebsam, doch auch bescheiden und grundanständig.

Ich sehe es daher als meine Pflicht an, seine Bewerbung in voller Überzeugung wärmstens und eindringlich zu befürworten.

( o. Hochschulprofessor Otto Siegl )



## Neue Staatspreisträger

Die vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst seit 1950 vergebenen österreichischen Staatspreise wurden 1971 in drei Gruppen geteilt: Die Förderungspreise in der Höhe von je S 25.000,- kommen wie bisher auf dem Wettbewerbsweg zur Vergabe, ein neu eingeführter Würdigungspreis in der Höhe von S 50.000,- wird ohne Wettbewerb auf Antrag einer jährlich wechselnden Jury zuerkannt, und der auf S 100.000,- erhöhte Große Staatspreis wird – wie bisher – auf Vorschlag des Österreichischen Kunstsenats in Anerkennung des gesamten Lebenswerks eines Komponisten (bzw. Dichters oder bildenden Künstlers) verliehen; er soll allerdings nun jährlich nur mehr in einer der drei Kunstsparten vergeben werden. Als Träger des erstmals verliehenen Würdigungspreises für das Jahr 1972 wurde Helmut Eder nominiert. Die Überreichung der Förderungspreise 1972 fand bereits am 17. Mai statt; die Preise gingen in der Sparte Orchesterwerke an Horst Ebenhöf und Ferdinand Weiss, in der Sparte Oratorium an Alfred Mitterhofer und sind erstmalig mit einer Entwicklungsförderung in Form von öffentlichen Aufführungen der prämierten Werke gekoppelt.

[vgl. S 94]

Ferdinand Weiss, der zweite Förderungspreisträger, erhielt diese Auszeichnung für seine am 16. November 1972 in Wien uraufgeführte II. Symphonie, deren thematisches Material von zwei Zwölftonreihen hergeleitet wurde, wobei dem ersten Satz („Kreise“) die erste Reihe, den beiden weiteren Sätzen („Farben“ und „Choral“) die zweite Reihe zugrundeliegt. Eine Besonderheit des ersten Satzes – darauf deutet sein Name hin – besteht darin, daß er an drei verschiedenen Stellen begonnen und natürlich auch wieder beendet werden kann; die Entscheidung bleibt dem Dirigenten überlassen (also ein sogenanntes „aleatorisches“ Moment!). Der zweite Satz, ein siebenteiliges Lento, besteht aus einem viermal vom Orchesterkollektiv vorgetragenen Ritornell und drei eingeschobenen Soloepisoden, die von einem Bläsersextett, einem Septett (Streichquartett, Harfe, zwei Trompeten) und einem Nonett (Streichtrio, drei Holz- und drei Blechbläser) ausgeführt werden. Im dritten Satz wird ein Blechbläser-Choral eingeführt, der den Cantus firmus zu Choralvariationen liefert.

Weiss, am 6. Juni 1933 in Wien geboren, unterrichtet seit 1967 an einer Musikschule der Stadt Wien Flöte, Theorie und Kammermusik. Er hat seinen ständigen Wohnsitz in Baden, wo er überdies an der Pädagogischen Akademie Musikprofessor ist. Seit 1972 leitet er auch die Arbeitsgemeinschaft der niederösterreichischen Komponisten. Seine musikalische Ausbildung erhielt Weiss an der Wiener Musikhochschule; er studierte bei Otto Siegl Komposition, bei Hans Reznicek Flöte und absolvierte mit Erfolg bei Hans Swarowsky die Kapellmeisterschule. Sein kompositorisches Schaffen wurde bereits mit einigen Kompositionspreisen sowie mit Förderungspreisen der Stadt Wien (1960), des Wiener Kunstfonds (1965), des Landes Niederösterreich (1970) und der Stadt Baden (1971) ausgezeichnet. Es umfaßt Orchesterwerke (darunter eine einsätzige I. Symphonie aus dem Jahre 1958, eine III. Symphonie ist im Entstehen), Instrumentalkonzerte, Chorwerke und Lieder sowie Kammermusik (darunter fünf Streichquartette und Unterrichtsliteratur für die Flöte).

In stilistischer Hinsicht schrieb Weiss zunächst einen vorwiegend linearen Satz mit freier Dissonanzbehandlung, der bei klarer formaler Gliederung und starker konstruktiver Durchdringung zu einer für ihn charakteristischen freitonalen Kontrapunktik führte. Seit 1967 macht sich ein gewisser Stilwandel bemerkbar: die Kontrapunktik tritt zugunsten einer differenzierteren Klanglichkeit zurück; zudem bilden nun Reihen die Grundlagen des thematischen Materials, was freilich nicht berechtigt, von einer strengen Zwölftontechnik zu sprechen.

Steichtrio, Oktober 1961, Brahmssaal

Ausführende: Das Wiener Steichtrio

...legt Zeugnis für den Musiker ab, der seine Gedanken zu entwickeln versteht. (Marcel Rubin, Volksstimme)  
Das Muntere, Ugriffige wie der kurze, melodische Einfall liegen ihm mehr als eine breit ausgesungene Linie. Dazu ist seine Arbeit zu sprunghaft, zu sehr von der augenblicklichen Eingebung gefangengenommen.  
...hat mit beachtlichem Können des Satzes aufzuwarten und mit einer Menge technischer Tugenden...  
(-rz-, Tageszeitung)

3. Sonate für Flöte und Klavier, März 1963, Brahmssaal

Ausführende: Herbert Reznicek, Dr. Hans Weber

...Das erinnert in seiner trockenen Kühle an Hindemith. Klare Linien auch am Klavierpart.  
(Rudolf Weisnappel, Kurier)  
Euklidischen Charakter hat die 3. Son... ein Werk aus der Eigenart des Blasinstrumentes gestaltet und klar auch in der Form. (M.R., Volksstimme)  
...scheint der Flöte als Ausdrucksmittel eng verbunden zu sein. Dabei glückt ihm am besten die euklidische Seite der Wirkung. (rt., Wiener Zeitung)  
...hat einen aparten, im hellen Lichtern schwebenden Strichsatz... (Fritz Skorzny, Tageszeitung)

## Ein mitreißendes Orchesterwerk!

Der Komponist Ferdinand Weiss gastierte im Großen Sendesaal des ORF

VON LEO WILLNER

Das Orchesterwerk „...a sa fin...“ des bekannten Badener Pädagogen und Flötisten wurde von den NÖ Tonkünstlern aufgeführt.

BADEN/WIEN - Ferdinand Weiss (63), Musikprofessor an der Pädagogischen Akademie in Baden, ist bei den hiesigen Musikfreunden vorwiegend als Komponist von Flötenstücken bekannt, ein Instrument, das er auch virtuos zu spielen versteht.

Weniger bekannt dürfte sein, daß er Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft nö. Komponisten“ ist und selbst schon zahlreiche Preise bei Kompositionswettbewerben einheimen konnte, die er vor allem für seine Orchesterwerke zuerkannt bekam. Sein umfangreiches Werkverzeichnis enthält zur Zeit 215 Nummern, darunter drei Sinfonien,

Solokonzerte, zahlreiche Kammermusik und Lieder.

Am 2. Feber wurde sein mystisches, von großem Weltgefühl beseehtes Orchesterwerk „...a sa fin...“ (sinngemäß: „...seinem Ende entgegen...“) im Großen Sendesaal des ORF durch die NÖ Tonkünstler aufgeführt. Das Konzert wurde vom ORF natürlich aufgezeichnet.

Prof. Ferdinand Weiss wurde zu diesem Endzeitstimmung und -gefühle symbolisierenden musikalischen Werk durch den Bilderzyklus „Werden, Sein und Vergehen“ des italienischen Malers Giovanni Segantini (19. Jh.) angeregt. Das mitreißende Orchesterwerk (das auch als Ausdruckstanz denkbar wäre) wurde von den Tonkünstlern unter der Leitung von Peter Keuschig effektiv realisiert.

Bei diesem ORF-Konzert wurden weiters noch Orchesterwerke der

bekanntesten zeitgenössischen Komponisten Professor Kurt Rapf, Professor Jenő Takacs und Michael Mautner zur Aufführung gebracht.



Prof. Ferdinand Weiss: Pädagoge, Komponist und Virtuose.

Foto: zVg

**Impressum:**

INÖK – Interessengemeinschaft Niederösterreichische KomponistInnen  
Ölzeltgasse 4/5  
1030 Wien

[www.inoek.at](http://www.inoek.at)

**Redaktion:** Richard Graf

**Lektorat:** Ursula Erhart-Schwertmann, Heidemarie Dude



## Ferdinand Weiss

erzählt über sein musikalisches Leben, das nach eigenen Worten im „Zick-Zack-Kurs“ verlaufen ist. Seine Erlebnisse, Beobachtungen und kritischen Anmerkungen entbehren nicht eines realistischen Charmes, der die Leserin bzw. den Leser in Bann zu ziehen vermag und einen Einblick in ein spannendes Leben ermöglicht.

Richard Graf

  
**INOK**